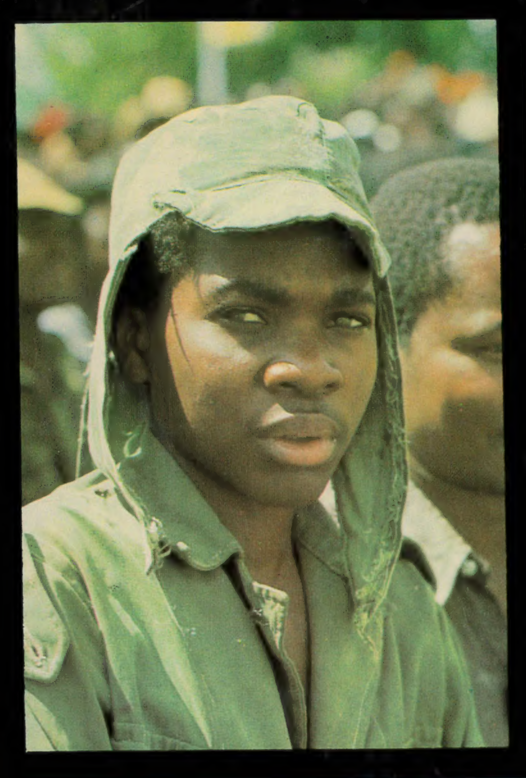
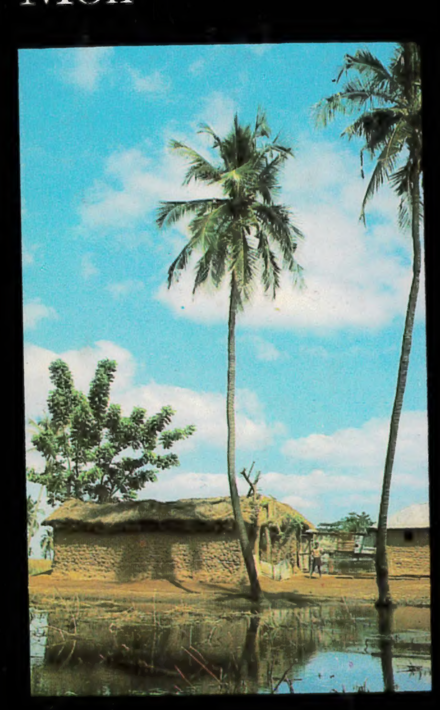
Bilder aus
ANGOLA

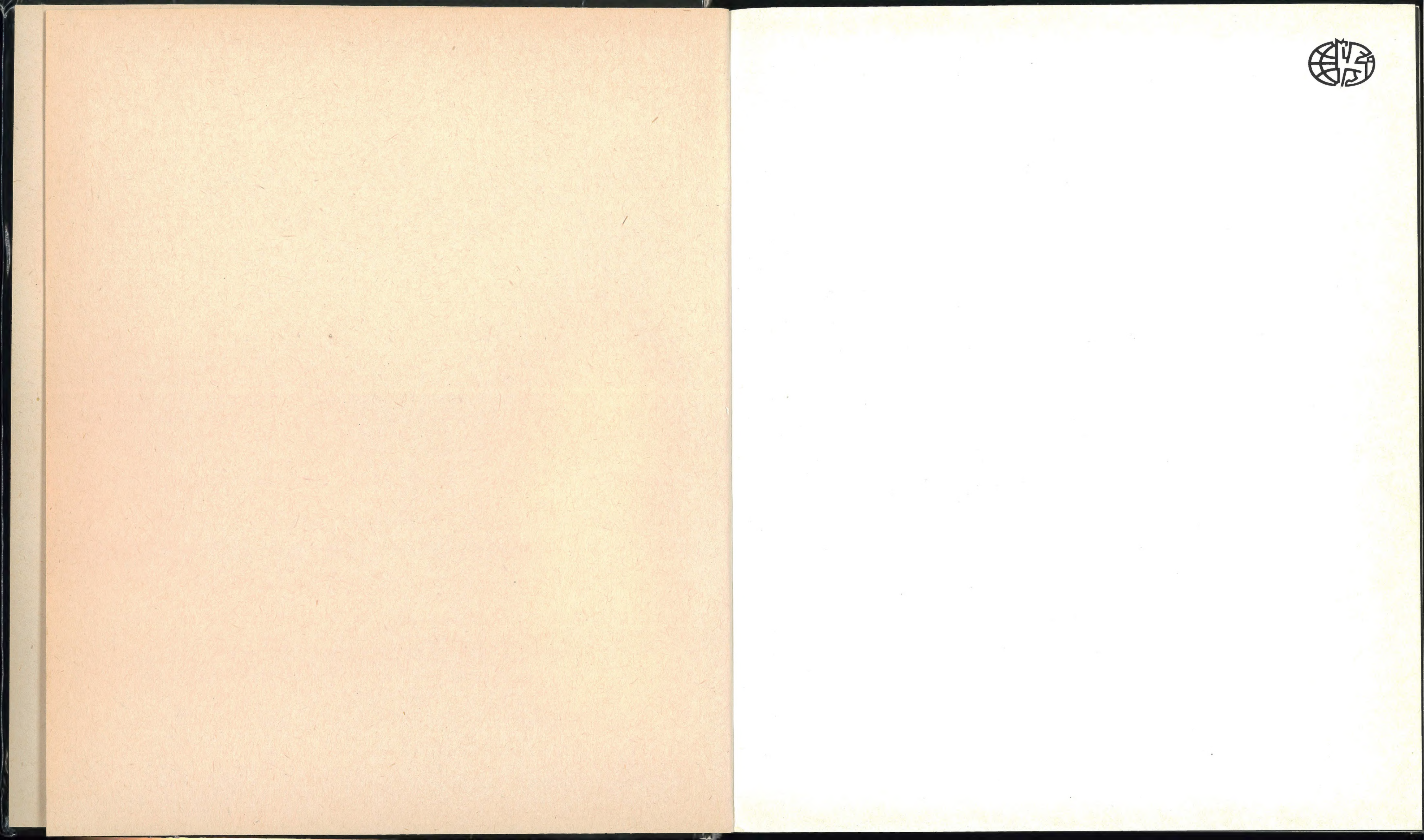
Jochen Moll

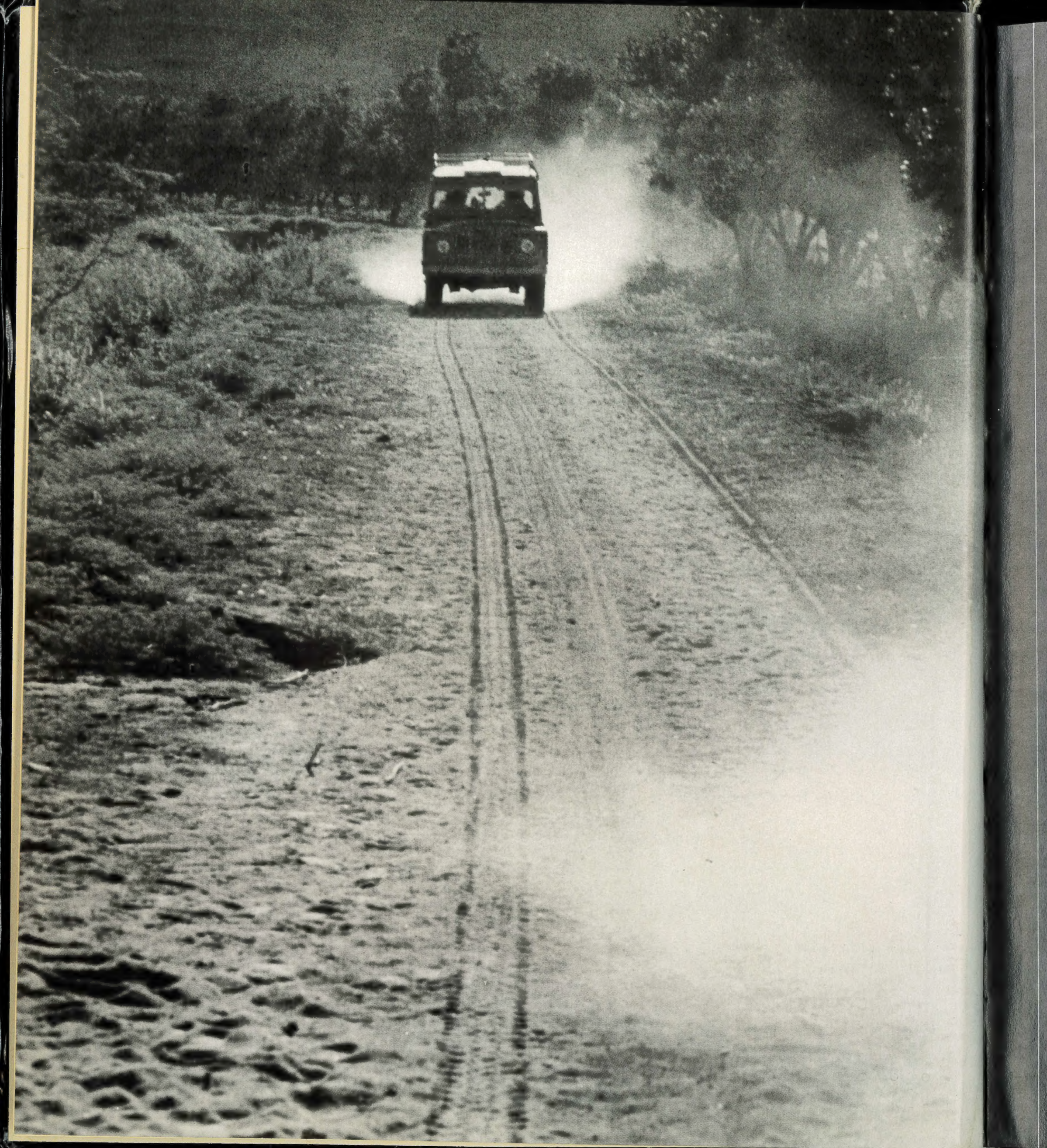












Bilder aus

ANGOLA

Fotos von Jochen Moll

Texte von Cathérine Gittis
und Hans-Dieter Bräuer

VEB
F. A. Brockhaus Verlag
Leipzig

Wir danken dem Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig für die freundliche Genehmigung zum Abdruck dreier Zitate aus: Agostinho Neto, Gedichte. Leipzig 1977.

1. Auflage
© VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig, DDR, 1979
Lizenz-Nr. 445/150/46/79
LSV: 5389
Lektorin: Hanna Link
Kartenredaktion: Helmut Sträubig
Gesamtgestaltung: Lothar Gabler
Kartenzeichnung: Helga Paditz
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97
Redaktionsschluß 20. 5. 1978
Bestell-Nr. 586 069 6
DDR 18,50 M

Punkt acht wird es still

Es ist Mai geworden in Luanda. Die Regenzeit ist noch nicht vorüber, die Trockenzeit hat noch nicht begonnen. Es ist einer jener Tage, da sich die beiden tropischen Jahreszeiten die Hand geben. Auf Wiedersehen. Guten Morgen.
Die Luft riecht nach Regen und Meer. Über dem Asphalt liegt eine dicke Daunenschicht weißen Dampfs. Der Dunst kriecht aus allen Poren der Stadt. Wir glauben fast zu ersticken.
Dann aber reißen die Wolken auf. In Minutenschnelle wird der Himmel zu einem einzigen tiefen Blau, und die schon gleißend helle Morgensonne kündigt einen heißen Tag an. Cacimbo beginnt nun doch, die Trokkenzeit.
Es geht auf acht Uhr. Die kleine Straße vor unserem Hotel ist belebt wie immer. Menschen eilen irgendwohin. Autos rasen durch die von Palmen gesäumte Allee, fordern hupend Einfahrt in das enge Straßengewirr des Zentrums.
Punkt acht Uhr aber bricht der Lärm mit einem Schlage ab. Menschenschwatzen, Autohupen, alles verstummt. Die Stadt scheint den Atem anzuhalten.
Die Autofahrer steigen aus ihren Wagen, mischen sich unter die Fußgänger. Alle verharren schweigend, alle blicken in die Richtung des Hügels, wo der alte portugiesische Gouverneurspalast steht, der heute Amtssitz des Präsidenten ist. Nur die wenigsten sehen, was dort geschieht. Aber alle wissen es.
Punkt acht Uhr steigen dort die Flaggen der MPLA und der jungen Volksrepublik an den Masten empor. Flaggenstille.
Wir haben diese Zeremonie oft erlebt. Denn nicht nur in Luanda, sondern in jeder Kleinstadt und in vielen Dörfern werden jeden Morgen die Flaggen des Sieges gehißt. Zwar ist auf dem Lande die Fahnenstange manchmal schief und krumm, aber der würdige Ernst, mit denen die Angolaner ihre Flaggen grüßen, ist überall der gleiche.
Auf dem Lande werden die Flaggen vor der Casa do Povo gehißt. Das heißt Volkshaus, und hier befindet sich stets der Sitz der örtlichen Organisation der MPLA. Aber eine Casa do Povo ist beileibe kein Büro. So dürftig das Haus auch ist, so bescheiden das Inventar – stets dienen diese Einrichtungen nicht nur der Administration. Wenn abends das kleine Dieselaggregat brummt und eine einsame Glühlampe zum Leuchten bringt, sitzen hier auf roh gezimmerten Bänken und zusammengeklaubten Stühlen zum Beispiel die Bauern, um das Abc zu erlernen.
Casa do Povo: das ist Realität und Programm zugleich.
Afrikaner hatten früher keine Flaggen. Flaggen haben in Afrika deshalb bei weitem keine solche Tradition wie in Europa.
Doch immer, wenn wir in den fünf Minuten der Flaggenstille in die Gesichter der Angolaner blicken, sehen wir: Hier ist das anders.
Denn die Flagge Angolas ist im Kampf entstanden.
Als erst ein paar Partisanentrupps gegen einen noch unbezwinglich erscheinenden Feind standen, wehte ihnen schon eine Fahne voran, das Banner der Befreiungsbewegung.
Präsident Neto hat seinerzeit über jene Fahne gesagt: „Die Farben dieser Fahne sind für uns heilige Symbole. Schwarz – das ist der freiheitsliebende Angolaner, Rot – das ist sein Kampf, und der goldene fünfzackige Stern – das ist der Sieg.“ Die Staatsflagge hat die gleichen Farben! Ihre Symbole aber sind genauer geworden. Zahnrad und Machete verdeutlichen, daß die Volksrepublik Angola ein Staat des arbeitenden Volkes ist.
Acht Uhr fünf. Die Zeit der Flaggenstille ist vorüber. Das Gesumm aus Stimmen, Schritten, Motorengeräusch erfüllt wieder die Luft. Doch es ist kein Tag wie jeder andere. In einer knappen Stunde schon wird sich das zeigen.
Es ist der 1. Mai 1976, der erste, der in einem freien Angola gefeiert wird. Ganze fünf Wochen nach dem Sieg.

Luanda, 1. Mai 1976

Jeder von uns dreien hat schon Maifeiern im Ausland erlebt, unter kapitalistischen Bedingungen und in der Welt des Sozialismus. Aber das war immer in Europa, im Norden.
Der Erste Mai ist ein Kind der Kühle, denn eben im klimatisch gemäßigten Amerika und im klimatisch gemäßigten Australien hatten sich die Arbeiter zum ersten Mal so organisiert, daß sie die Forderung nach einem eigenen Kampftag stellen konnten.
Luanda am 1. Mai: das ist für uns Klassenkampf und Exotik zugleich.
Luanda am 1. Mai: das ist ein Festival entfesselter Leidenschaften. So bunt und farbenfroh die Maiaufzüge in Moskau und Berlin, Paris und Hanoi auch sein mögen – afrikanisches Temperament besitzen sie nicht.
Dies hier läßt sich in kein Korsett zwängen.
Maidemonstration in Luanda. Urplötzlich verfällt eine Gruppe Frauen in einen stampfenden Tanzschritt. Musikinstrumente, die wir noch nie gesehen haben, erzeugen einen aufpeitschenden Rhythmus. Eine der Frauen reißt sich aus der Reihe, die Hüften wiegend, die Brust, den ganzen Körper. Ihre Stimme wird laut, schrill, lärmend, dann guttural, sanft sogar. Wie Miriam Makeba, denken wir.
Die Zuschauer am Straßenrand singen mit. Manche springen auf die Straße, tanzen. Ein kleiner Junge, vielleicht fünf Jahre alt, hat alles um sich vergessen. Auch die Hand seiner Mutter. Das Lied, das die Frauen singen, klingt nach Urwald. Nach schwülen Tropennächten. Afrika spricht.
Doch es ist ein neues Lied, ein Lobgesang auf den Befreiungskampf, auf die Tapferkeit der Kämpfer, auf die siegreichen Waffen des Volkes.
Maidemonstration in Luanda. Ein Junge erkennt in einem Marschblock von Kämpferinnen der Volksbefreiungsarmee seine Mutter. Er kriecht zwischen den Beinen der absperrenden Soldaten hindurch, rennt seiner Mutter entgegen. Die schlanke, hochgewachsene Mulattin stutzt, strahlt übers ganze Gesicht, beugt sich zu dem Kleinen herab, küßt ihn. Dann strafft sich ihr Körper, sie blickt wieder streng und hält exakt militärisch das Tempo. An ihrer Hand aber trippelt der Sohn, eifrig bemüht, seinen Schritt dem Marschtritt anzupassen.
Maidemonstration in Luanda. Am Straßenrand ist Gedränge. Frauen und Männer haben einen Kreis gebildet. Mittendrin tanzt ein Mädchen einen wilden Tanz. Ihre Augen sind geschlossen. Ihr Mund aber ist ständig in Bewegung. „Ne – to, Ne – to, Ca – ma – ra – da Pre – si – den – te." Unaufhörlich skandiert sie den Namen des Präsidenten. Und jedesmal fällt der Chor der Umstehenden ein. Maidemonstration in Luanda.
Das Überraschende an dieser Demonstration ist, daß sie trotz aller spontanen Begeisterung nichts Chaotisches an sich hat. Immer ist Ordnung erkennbar. Ordnung und Temperament und Spaß schließen sich nicht aus. Denn auch der 1. Mai in Luanda hat sein Protokoll, und es ist ein sehr schönes, sehr sinnfälliges.
Als erste defilieren die Jüngsten an der Präsidententribüne vorbei, und beschlossen wird der farbenprächtige Zug der Hunderttausende von einer Handvoll Angolaner mit von Entbehrungen gezeichneten Gesichtern, in verblichenen schwarzen Uniformen. Es ist nur eine spärliche Doppelreihe. Das sind die Helden von gestern, die wenigen Überlebenden der ersten Attacke im bewaffneten Befreiungskampf. Am 4. Februar 1961 war es, als diese Kämpfer der MPLA mit ihrem opferreichen Sturm auf das Gefängnis von Luanda das Signal zum bewaffneten Widerstand gaben.
Wie viele angolanische Familien Angehörige betrauern, die in den fünfzehn Jahren des Kampfes gegen portugiesische Kolonialtruppen und einheimische Verräter gefallen sind – wir wissen es nicht genau. Man spricht von 500 000 Gefallenen und Ermordeten. Aber Angola hat noch nicht die Zeit gefunden, eine genaue Verlustliste zu schreiben.
Einer war zwölf Jahre alt, als er starb. Am 1. Dezember 1968 war der kleine Augusto Ngangula zu einer der Buschschulen der MPLA unterwegs. Er hatte von der Befreiungsbewegung herausgegebene Bücher unter dem Arm, als er von ein paar portugiesischen Soldaten angehalten wurde. Sie sahen die Buchstaben MPLA auf den Umschlagseiten und drangen in den schmächtigen Jungen, ihnen den Weg zum nächsten Stützpunkt der Befreiungsbewegung zu zeigen. Doch

Augusto schwieg, auch als er geschlagen und mißhandelt wurde. Die Soldaten schlugen den kleinen Angolaner damals so lange, bis er tot am Wege liegenblieb. Augusto Ngangula ist heute das Vorbild der angolanischen Kinder. Sein Todestag ist Gedenktag für die im Kampf gefallenen Altersgefährten.
Viele der Kinder, die den Umzug zum 1. Mai eröffnen, sind nicht nur Kinder von Partisanen, sondern sie waren selbst Partisanen. Elternlos geworden, ohne Obdach, hungernd, waren sie seinerzeit im Busch umhergeirrt, bis sie auf kleine Kampfgruppen der MPLA stießen. Die Befreiungsbewegung ist ihnen Mutter und Vater geworden. Heute nennen sich Angolas Kinder Pioniere. Kein Name könnte treffender sein.
Dann spricht Präsident Neto; und wir haben das Gefühl, daß er sich hier, inmitten Hunderttausender Landsleute, wohler fühlt als auf dem offiziellen Empfang.
„Der 1. Mai ist rot", sagt er mit seiner leisen, fast bedächtigen Stimme. „Er ist rot von den Fahnen unserer Befreiungsbewegung, unserer Gewerkschaft, unserer Republik. Aber er ist auch rot vom Blut, das unser Volk vergossen hat. Dieser 1. Mai bedeutet für uns nun das Ende der kolonialistischen und kapitalistischen Ausbeutung. Von jetzt ab müssen wir unsere Wirtschaft, unsere Verwaltung, unsere politischen Organisationen so aufbauen, daß die Werktätigen den Staat kontrollieren."

Kein Golf in Golf

Die Autos vor und hinter uns verschwinden im aufgewirbelten Staub, der durch alle Ritzen unseres Wagens dringt. Wir sehen ihn, fühlen ihn, schmecken ihn. Sonst sehen wir nicht viel. Das Hochplateau über Luanda ist ein ödes Land. Kein Baum bietet dem Auge einen Halt.
Plötzlich zwingt Hühnergegacker den Fuß auf die Bremse. Langsam verzieht sich der in der Sonne flirrende Dunst. Dürre schwarze Schweine wühlen in Abfällen. Verrostete und verbogene Wellblechzäune lassen eine Straße erahnen. Die Hütten hinter dem Gatter aus Schrott sind nur Schemen. Wir sind im größten Stadtviertel Luandas. Mehr als 80 000 Menschen leben hier. Wie leben sie? Kann man ihr Leben überhaupt Leben nennen?
Es stinkt nach Unrat. Im rötlichen Staub spielen zwei nackte Jungen mit einem abgefahrenen Autoreifen. Er rollt und rollt, und sie rennen mit ihm um die Wette. Eine ganze Traube von Kindern läuft schreiend hinterher. Ein kleines Mädchen klettert durch ein Loch im Zaun. Es ist nur mit einem viel zu kurzen Unterhemd bekleidet. Neugierig gemacht durch das Spektakel, hält es Ausschau. Dann erblickt es uns, ist erschrocken, krabbelt schnell zurück.
Wir haben nicht in Erfahrung bringen können, warum das Stadtviertel, eine von Luandas Blechkanisterstädten, die man hier Musseques nennt, den hochtrabenden Namen Golf trägt. Sollte vielleicht einmal ausgerechnet hier saftiger Rasen zum typischsten aller Kolonialistenspiele verlockt haben? Wollten die Portugiesen mit den golfwütigen Briten konkurrieren? Daraus geworden ist jedenfalls nichts. In Golf gibt es kein Golf.
Unser Begleiter von der MPLA geht aufs Geratewohl zu einem auf allen vier Seiten von Wellblech eingezäunten Hof. Eine Frau kommt uns entgegen, vier kleine Kinder an den Rockzipfeln. Nach einem kurzen Wortwechsel in Kimbundu sagt unser angolanischer Freund, daß wir willkommen seien. Die Frau lächelt uns zu, einladend, aber auch verlegen.
Im Hof gibt es ein bißchen Grün: ein paar sorgsam gepflegte Bananenstauden und etwas Mais. Auf einer Leine flattern einige vielfach geflickte Wäschestücke.
Das Haus ist nicht mehr als eine Hütte, nur daß es aus Stein ist und nicht wie die Nachbarhäuser aus mit Lehm verschmiertem Holzgestänge. Der Wohnraum spricht von der Sehnsucht nach einem besseren Leben. Er wird beherrscht von einem durchgesessenen Plüschsofa. Davor stehen vier Stühle mit hohen Rückenlehnen um einen ovalen Tisch. Auf einem selbstgebastelten Wandregal prunkt ein kleines Transistorradio. Daneben hängt ein knallbuntes Heiligenbild neben einem Plakat mit dem Porträt Präsident Netos. Es ist eine afrikanische gute Stube.

Die Kinder schleppen zwei zerzauste Katzen herein, offenbar ihr einziges Spielzeug außer einer alten Stoffpuppe. Sie haben ihr anfängliches Staunen vergessen und fangen an, mit uns zu schäkern. Maria D. aber, die Hausfrau, zupft verlegen an ihrem abgetragenen Baumwollkleid. Sie hat nichts, was sie den Gästen anbieten kann. Wir sehen ihr an, daß es ihr peinlich ist.
Wir sagen ein paar freundliche Worte über ihr Heim. Was sollen wir sonst auch tun. Die Augen der jungen, aber abgearbeiteten, verhärmten Frau leuchten auf. „Mein Mann hatte Glück. Er hat hin und wieder im Hafen Arbeit bekommen. Deshalb haben wir uns dieses Haus bauen können. In unserem Dorf haben wir schlechter gelebt."
Frau Maria erzählt, daß sie mit ihrem Mann Antonio vor neun Jahren aus der Kaffeeregion im Norden Angolas nach Luanda gekommen ist. Sie ist stolz darauf, daß sie sich etwas geschafft haben.
Mitten in unser Gespräch platzt ein hübsches Mädchen im Schulalter herein. Ganz außer Atem sagt sie: „Schnell, Mama, wir sind gleich dran."
Die Mutter entschuldigt sich, steht auf und greift nach einem großen Ölkanister mit der roten Shellmuschel. Den Blechbehälter auf dem Kopf und eine alte Gießkanne in der Hand eilt sie hinaus. Das Mädchen, das sich eine andere Blechbüchse gegriffen hat, nimmt uns mit. Wir gehen fast eine halbe Stunde durch Staub und Sonnenglut. Dann sind wir am Ziel: an einem Wasserhahn. Vor ihm wartet eine lange Schlange. Meist sind es Halbwüchsige, manchmal auch Frauen. Einige haben Wäschebündel unter dem Arm, die sie hier waschen wollen. Die kleinen Kinder tollen übermütig herum. Hier ist für sie der schönste Spielplatz.
Im Stadtteil Golf gibt es nur vier, fünf Wasserstellen, eine also für fast 20 000 Einwohner. Der Funktionär von der MPLA, der uns das in einem bescheidenen Büro mitten in der Blechkanisterstadt erzählt, weiß zu berichten, daß einige Portugiesen früher aus dem Wassermangel ein großes Geschäft gemacht haben. Sie kamen mit Tankwagen angefahren und haben das Wasser literweise zu hohen Preisen verkauft.
Auch heute kommt regelmäßig ein Zisternenauto. Jetzt gibt es das Wasser natürlich kostenlos. Die Stadtverwaltung hat auch angekündigt, Brunnen zu bohren. In anderen Musseques ist das schon geschehen.
Wer in den Musseques von Luanda ein Stück Brot essen will, muß es in der Stadt holen. Für jedes Stück Seife, jedes Stück Stoff, für alles, was man braucht, muß man in die Stadt gehen. Und von Golf bis hinunter zu den Geschäften ist es weit: 8, 10, 12 Kilometer. Nur ein paar Händler kamen manchmal, um Maniokknollen und ein bißchen Trockenfisch anzubieten. Viele hatten kaum Geld, dies zu bezahlen.
„Wenn wir die Wasserversorgung verbessert haben, wollen wir ein paar Einkaufsmöglichkeiten schaffen. Das sollen echte Volksläden sein, wo es die wichtigsten Lebensmittel zu staatlich festgelegten Preisen geben wird", sagt der MPLA-Funktionär. „Der nächste Schritt wird sein, daß wir ein paar Gemeinschaftsräume einrichten, die über Dieselaggregate mit Strom versorgt werden. Dort sollen Kurse über Hygiene, für Nähen und Kochen stattfinden. Und natürlich auch die Alphabetisierungslehrgänge. Bisher können wir dafür nur unsere Casa do Povo benutzen. Die reichen aber natürlich nicht aus."
Dann führt uns der junge, vielleicht dreißigjährige Mann ans Fenster. „Sehen Sie, dort ist der erste Bau für die Zukunft." Er weist über das trostlose Hüttenmeer auf einen sechsgeschossigen Rohbau im Hintergrund. „Das wird die erste Schule von Golf", sagt er, „in sechs Wochen soll der Unterricht beginnen."
Wir fragen, wie die Schule eingerichtet wird. Er sieht uns verblüfft an, zuckt dann mit den Achseln. „Hauptsache, wir haben Bleistifte und Hefte. Und Lehrer natürlich. Da werden uns kubanische Freunde helfen."
Wir schämen uns unserer Frage.
Luanda hat heute etwa 400 000 Einwohner. Mehr als drei Viertel davon leben in Elendsvierteln mit Namen, unter denen man sich farbenprächtige Exotik vorstellen kann. Golf heißen sie und Rangel und Cazenga. Doch was sich dahinter verbirgt, ist erschütternd. Es ist das Erbe, das ein halbes Jahrtausend ausbeuterischer Fremdherrschaft hinterlassen hat.
Zu Hause aber finden wir in einer alten Zeitung einen Auszug aus einer Rede des ehemaligen faschistischen Diktators von Portugal. Am 30. November 1960 hatte Oliveira Salazar über das Leben im damaligen Portugiesisch-Afrika gesagt: „Die niederen Stadien der Armut werden schrittweise überwunden – dank der Ordnung und der Organisation der Wirtschaft, ohne daß deshalb die besonderen Lebensformen entwurzelt würden. Wir kennen keine Idee rassischer Überlegenheit, wohl aber die der menschlichen Brüderlichkeit und der Gleichheit vor dem Gesetz..."

Santa Maria muß weg

Auf einem Platz im Zentrum Luandas entdecken wir ein seltsames Gebilde. Das Ungetüm mit einer Oberfläche aus rosa Plastfolie und kreuz und quer geknüpften Stricken sieht aus wie ein Produkt eines überspannten Objektemachers. Die Hauptstädter gehen gleichgültig daran vorbei. Es kann nichts von Belang sein. Später erfahren wir, daß sich unter der grotesken Hülle das Denkmal der einstigen Schutzherrin von Luan verbirgt, der heiligen Maria von der Quelle. Es wartet auf den Abriß, und bis dahin will man es nicht mehr sehen.
Es gibt in Angola Revolutionäre, die auf dem Wege zum Marxismus sind und die doch noch an einen Schöpfer glauben. Die heilige Maria von der Quelle aber hat für sie nichts mit Gott zu tun. Die Fremde ist für die Angolaner ein unheiliges Symbol. Das Kreuz der Portugiesen ist lange genug ein Kreuz für die Einheimischen gewesen, an dem sie schwer zu tragen hatten.
Auf dem alten Stadtwappen ist das deutlich ablesbar. Dort sind neben der Maria auch die Zinnen einer portugiesischen Trutzburg zu sehen und der heilige Paul mit dem Schwert. Kreuz und Schwert über afrikanischem Boden, das war São Paulo de Luanda.
Als Anno 1483 der Lissabonner Seefahrer Diego Cão auf der Fahrt nach Indien an der Kongomündung den Steinpfahl mit dem Kreuz und dem Wappen seines Königs hatte einschlagen lassen, begann der Leidensweg der Völker südlich des riesigen Stroms. Luanda beherrschten die Eroberer seit dem Jahre 1576 von einem Bergfort aus. Von dieser Stätte der Tränen sind – wie aus anderen afrikanischen Hafenstädten – Sklaven verschifft worden, bereits im ersten Jahr zwölftausend „Teerkugeln" für Brasilien, Jamaika und Kuba. Die Folgen waren katastrophal. Als Anfang des 19. Jahrhunderts der aufstrebende Kapitalismus Lohnarbeiter brauchte und keine Sklaven mehr, glich Angola einer Einöde. Vier Fünftel seiner Bevölkerung waren verschleppt worden.
Die heilige Maria ist die Schutzherrin des Luanda der Kolonialisten gewesen. Das gibt es nicht mehr. Santa Maria ist überflüssig. Sie stört und muß weg.
Das revolutionäre Luanda hat seine eigenen Traditionen. Schon bald nach dem Einfall der Fremden erhoben sich einzelne Stämme. Im Jahre 1616 erzwangen die Mbundu unter ihrem Häuptling Ngola den Abschluß eines Friedensvertrages. Des Häuptlings Schwester, Königin Anna Nzinga Mbandi, eine der bemerkenswertesten Frauengestalten Afrikas, konnte wenig später sogar die Portugiesen aus Angola vertreiben. 1640 war Luanda wieder eine afrikanische Stadt; aber acht Jahre später kamen die Portugiesen erneut, und der Traum von der Freiheit verblaßte.
Doch nie herrschte Friedhofsruhe im Land. Immer wieder gelang Sklaven die Flucht in das unwegsame Hinterland Luandas. Kaum passierbare Kakteenhaine, eine Wildnis aus Dornengestrüpp und der Fieberhauch, der auf den viele Monate des Jahres überschwemmten Niederungen lastete, machten den Häschern Verfolgung unmöglich.
Die Sklaven, die tapfer genug waren, zu flüchten, und klug genug, durchzukommen, waren die besten ihrer Stämme. Sie brachten einen rebellischen Geist in die Dörfer, wo sich zuvor mancher geduckt hatte.
Diese Tradition ist lebendig geblieben. Viele Helden des Befreiungskampfes, auch Präsident Neto, stammen aus den Gebieten bei Luanda und bekleiden heute verantwortungsvolle Funktionen beim Aufbau des neuen Angola. Agostinho Mendes de Carvalho gehört zu ihnen.
Als Carvalho uns seine Telefonnummer aufschreibt und dafür eine übriggebliebene Visitenkarte seines portugiesischen Vorgängers benutzt, versäumt er nicht, das Wappen mit der Heiligen vorher kräftig durchzustreichen. Er tut das wortlos, es ist eine Art selbstverständlicher Schlußstrich hinter eine verflossene Ära. Das erinnert uns an das nahe Ende der heiligen Maria.

Der Raum, in dem wir sitzen, ist mit prächtigen Edelhölzern getäfelt, die Sessel sind barock verschnörkelt, von der Decke hängt ein prunkvoller alter Kronleuchter aus glitzerndem Kristallglas. Der ganze Palast – das alte Rathaus – verrät das Streben nach Prunk und Pracht. Und Agostinho Mendes de Carvalho, der Bürgermeister des revolutionären Luanda, kämpft hier – unbeeindruckt von dieser pompösen Umgebung – mit dem Dreck und dem Unrat und dem Elend, die seine Vorgänger hinterlassen haben.
„Schon wieder sind zwei Müllautos ausgefallen", erklärt er uns nach einer temperamentvoll geführten Unterhaltung am Telefon „Das ist eine der täglichen kleinen Katastrophen. Denn wir haben kaum noch welche, und die Straßen in den Armenvierteln sind so verschmutzt, daß wir für die Gesundheit der Menschen dort bangen müssen. Dort gibt es keine Kanalisation, und wenn sich dazu noch der Müll türmt, freut das die Ratten."
„Ja, die Ratten", sagt er. „Viele Müllautos sind von abziehenden Portugiesen zerstört worden, andere sind in einem Zustand, daß selbst ein qualifizierter Mechaniker damit seine Mühe hätte. Und wir haben kaum qualifizierte Mechaniker. Das waren alles Portugiesen, und von denen sind die meisten weg. Nun müssen wir versuchen, beim Reparieren das Reparieren zu lernen."
Was uns der Bürgermeister erzählt, haben wir tagtäglich selbst gesehen. Ausgebrannte Autos an den Straßenrändern, zerschellte Wracks am Fuße manchen Berghangs, alles Wagen, die von ausreißenden Portugiesen böswillig zerstört worden sind. Und so stehen an den Bushaltestellen die Menschen in langer doppelter Reihe und warten auf einen der selten gewordenen „Maximbombos". Sie stehen stundenlang; die weinenden Säuglinge auf den Armen der Mütter lassen sich kaum noch beruhigen. Es ist ein Glück, wenn die Babys bald so erschöpft sind, daß sie einschlafen. Und wenn ein Bus kommt, heißt das noch lange nicht, daß man mitkommt. Meist hängen an den Einstiegen des wackligen Vehikels schon Menschentrauben, und das Ein- und Aussteigen gleicht einer Tortur.
Bürgermeister de Carvalho, dem wir von unseren Beobachtungen erzählen, sagt: „Jetzt müssen viele Arbeiter schon früh um fünf von zu Hause weggehen, um pünktlich im Betrieb zu sein. Und das bei der gegenwärtig so ungenügenden Ernährung. Dabei muß Luanda produzieren, für sich selbst und für das ganze Land. Sie wissen ja selbst, daß die Hälfte unserer Industrie hier zu Hause ist. Luandas Bürger haben es unsagbar schwer. Dennoch tun die meisten ihr Bestes, vertrauen auf die eigene Kraft. Sie schließen sich in den Betrieben zu Arbeiterkommissionen zusammen und in den Wohnvierteln zu Volkskommissionen. Die MPLA führt jetzt Krieg gegen unsere Armut."
Agostinho Mendes de Carvalho wurde 1924 geboren. Gelernt hat er Krankenpfleger. Aber seitdem er in den Reihen der MPLA kämpft, seit 1958, ist er Berufsrevolutionär. Jahrelang hat er in portugiesischen Kolonialkerkern zubringen müssen, ja er war sogar auf die Kapverdischen Inseln verbannt. Diese Jahre, da der Sieg so fern war, daß er manchmal fast unerreichbar schien, haben ihn geprägt. Der bewährte Kämpfer ist nie verzweifelt, und die Zeit hat ihm recht gegeben. Und so verzweifelt er auch heute nicht, weil er an die Zukunft seines Landes glaubt.
Bürgermeister de Carvalho führt uns vor ein Modell Luandas. „Das stammt noch aus der Kolonialzeit", erläutert er, „aus dem Jahre 1964." Er zeigt auf blaue Striche in den Straßen; es sind verschwindend wenige. „Das war die damals vorhandene Kanalisation", sagt der Bürgermeister. „Und die roten hier verdeutlichen die geplante. In dreißig Jahren sollte das Projekt realisiert sein. Und nun sehen Sie mal genau hin. Keine dieser neuen Abwässerlinien reicht bis in die großen Außenbezirke, wo die Hälfte der Einwohner lebt. Nach dem Willen der Kolonialisten hätten diese Menschen noch im Jahre 1994 im Elend leben sollen. Ohne Wasser, ohne Strom, ohne Kanalisation."
Später finden wir in einem Archiv von Luanda eine Expertise aus dem Jahre 1974. Selbst Portugiesen hatten die Unzulänglichkeit der Pläne der Kolonialverwaltung eingestanden. In dem Dokument heißt es: „Die Umstände haben zu der großen epidemischen Verbreitung der Cholera geführt, die nicht eingedämmt werden konnte. Proportional zu dem Wachstum der Stadt verschlimmerten sich die sanitären Verhältnisse, so daß es dringend notwendig wäre, die Frage nach ihrer Verbesserung völlig neu zu stellen." Die Seiten sind vergilbt. Sie waren dort abgelegt worden, wo sie keiner mehr hervorzuholen gedachte.
So jung die Volksmacht auch ist, sie versucht die Übel von Grund auf zu lösen. Die Stadt ist administrativ neu gegliedert worden. Luanda hat heute zwanzig Zonen, deren Einwohner bei den ersten Wahlen in der jungen Volksrepublik ihre Volkskomitees gewählt haben. Diese Komitees sind verantwortlich für alle kommunalen Aufgaben: für die Alphabetisierung wie die Erziehung zur Hygiene, für die medizinische Betreuung wie für die Sicherheit des Viertels.
Bürgermeister de Carvalho schaut auf die Uhr. Er hat eine Verabredung in einem dieser Komitees, das die Hilfe der Stadtverwaltung braucht. „Es geht um Fragen der medizinischen Betreuung", sagt er, „und Sie wissen ja, daß ich gelernter Krankenpfleger bin. Da ist es gut, wenn man an Ort und Stelle zeigen kann, wie man mit einfachen Mitteln einen Verband anlegen kann. Ich bin eben heute nicht nur Bürgermeister. Jeder, der eine Spezialausbildung oder eine besondere Befähigung hat, muß heute vier oder fünf Funktionen zugleich ausüben. Unsere Sekretärinnen zum Beispiel unterrichten an den meisten Abenden hier im Rathaus junge Frauen im Schreibmaschineschreiben. Unser Motto ist, daß an der Seite jedes Fachmannes mindestens zwei Angolaner Spezialkenntnisse erwerben."
Schon im Gehen, kommt der quecksilbrige Mann noch einmal auf uns zu. „Warten Sie, ich möchte Ihnen noch ein Buch schenken", sagt er. „Manana", heißt es und ist von einem Mann namens Uanhenga Xitu verfaßt, eine tragische Geschichte eines Mädchens im kolonialen Luanda. Am Abend finden wir in dem Buch einen gedruckten Zettel: „Uanhenga Xitu ist mein Name und kein Pseudonym. Alle, die mich dort in Calomboloca von Geburt an kennen, wissen, daß ich Uanhenga heiße, wenn auch manche glauben, das sei ein Spitzname. Eines Tages wollte ich einen Artikel unter diesem meinem eigentlichen Namen veröffentlichen. Doch man verlangte, daß ich mit dem Namen zeichne, der in meinem portugiesischen Ausweis eingetragen war. Das lehnte ich ab – in Erwartung des Tages, da auch der Name Anerkennung findet, unter dem ich in meinem Geburtsdorf bekannt bin. Agostinho Mendes de Carvalho – Uanhenga Xitu."
Krankenpfleger ist er, Soldat, Revolutionär und Schriftsteller. Was alles ist er noch, muß er sein – der Bürgermeister von Luanda?

Am Anfang war Kaxikane

Präsident Neto ist in Icolo e Bengo geboren. So steht es in den meisten Biografien, die wir gelesen haben. Dorthin möchten wir. Unsere Freunde von der MPLA freuen sich über unseren Wunsch. Wir bekommen eine „Guia de marcha". Ohne diese Reiseerlaubnis könnten wir keinen Schritt aus Luanda heraus tun. Es ist noch nicht lange her, daß wenige Kilometer vor der Stadt der Feind saß, und manchem Konterrevolutionär ist es gelungen unterzutauchen. Deshalb kontrollieren Soldaten der Volksbefreiungsarmee am Stadtrand und an Verkehrsknotenpunkten die Autos. Die FAPLA ist überall.
An einem Sonntagmorgen hupt uns ein ziemlich ramponiertes MPLA-Auto vom Frühstückstisch weg. Der Mann am Steuer ist Soldat der FAPLA. Eurico versichert uns, daß er die Umgebung Luandas gut kenne. „Wie meine Hosentasche", sagt er.
Wir fahren nach Icolo e Bengo. Es soll nur 50, 60 Kilometer entfernt sein. Doch es wird eine Odyssee werden.
Gut, daß wir das in diesem Augenblick noch nicht wissen. Vor allem für Eurico ist es gut. Er braucht seine Nerven. Das Auto, wahrscheinlich das beste von denen, die gerade entbehrt werden können, hat seine Mucken. Manchmal tuckern wir im Leerlauf dahin; Eurico kann kein Gas geben, weil der dritte Gang nicht greifen will. Auch Kurven sind dem Auto nicht freundlich gesinnt. Die Lenkung ist schon ziemlich ausgeschlagen. Von den Bremsen wollen wir schweigen. Als wir aus der Stadt heraus sind, atmet Eurico auf. Es ist nur noch wenig Autoverkehr; die Extravaganzen unseres Vehikels stören nicht mehr so sehr. Eurico findet Zeit zum Erzählen. „Ich war zwar noch nicht dort. Aber den Geburtsort des Genossen Präsidenten werden wir bald finden. In dieser Gegend bin ich wie zu Hause. Zweimal habe ich hier gekämpft. Das erstemal 1972, als ich zwanzig war. Da haben mich die Portugiesen in ihre Uniform gesteckt. Doch ich bin bald davongelaufen, habe mich lange im Busch versteckt.

Dann hat mich eine Abteilung der MPLA aufgenommen. Ich bin nach Cabinda gekommen und habe dort gekämpft. Bis im Oktober unser Sieg in Gefahr war. Damals habe ich zum zweiten Mal vor Luanda gestanden, diesmal auf der richtigen Seite."

Als wir auf Pontons über einen Fluß fahren, zeigt Eurico auf die Trümmer der Brücke nebenan. „Die haben wir damals gesprengt, um die Banditen von der FNLA aufzuhalten."

Wir suchen die Stelle auf unserer Karte. Der Ort ist ganze 17 Kilometer von Luanda entfernt.

Die Landschaft ist weit und offen. Auf den saftigen Wiesen stehen hin und wieder dickstämmige Imbondeirobäume und imposante Kakteen. Die stachligen Ungetüme sind eigentlich richtige Bäume. Die fleischigen Blätter über dem silbrig schimmernden Stamm erinnern an einen riesigen Staubwedel. Präsident Netos Heimat ist schön. Hier irgendwo muß sein Geburtsdorf liegen.

Doch wir finden es nicht. Eurico weiß zwar, daß es nahe der Kreisstadt Catete liegen muß, aber nicht genau wo. So halten wir immer wieder in den Dörfern und fragen nach Icolo e Bengo. Und immer wieder erhalten wir die gleiche Antwort: „Ja, Icolo e Bengo, das ist hier, aber der Camarada Presidente ist nicht hier geboren worden. Fragen Sie doch bitte im nächsten Dorf."

Eurico ist schon ganz verzweifelt.

„Fahren wir nach Catete. Die Genossen dort müssen ja ihre Dörfer kennen."

Stundenlang sind wir erfolglos unter sengender Sonne herumgefahren, in der Kreisstadt aber finden wir den richtigen Mann in ein paar Minuten. Was Wunder, es ist der Bürgermeister. Reporterglück.

Er nimmt uns mit in sein Büro und zeigt uns auf einer großen Karte den Weg: „Ihr müßt nach Kaxikane."

„Wieso?" fragen wir. „Wir denken, Präsident Neto ist in Icolo e Bengo geboren!"

Der Angolaner lacht. „Das ist er ja auch. Aber Icolo e Bengo, so nennen wir hier die ganze Gegend zwischen den Flüssen Bengo und Cuanza, und weil jeder hier Genossen Neto als seinen Landsmann betrachtet, ist eben die Geschichte entstanden, Icolo e Bengo sei der Name eines Ortes. Der Geburtsort des Präsidenten aber heißt Kaxikane."

Also auf nach Kaxikane. Wir haben neuen Mut geschöpft. Aber der guten Nachricht folgt gleich die schlechte. „Das ist unmöglich, Genossen. Jetzt ist noch Hochwasser. Da kommt ihr mit dem Auto nicht hin. Da braucht ihr ein Boot, und wir haben keins mehr. Alle Boote haben die Portugiesen vor ihrer Flucht zerstört. Sie haben uns nichts gelassen, keine Boote, keine Autos. Selbst die Medikamente im Krankenhaus hat der einzige Arzt, den wir hier hatten, mitgehen lassen."

Doch wir lassen nicht locker. So kurz vor dem Ziel wollen wir nicht aufgeben. Der Bürgermeister sieht uns genau an, überlegt. Dann sagt er: „Eine Möglichkeit gibt's noch..."

Wir sitzen wieder im Auto. Der Bürgermeister ist mitgekommen. Nach zwanzig Minuten Fahrzeit halten wir an einer Hütte, die mitten auf einer unendlichen Wiese steht.

Wozu sollen wir hier ein Boot brauchen, denken wir. Doch der Mann, der in der Hütte wohnt, zieht plötzlich an einem langen Stock einen Einbaum aus dem Gras. Wir glauben zu träumen, doch dann hören wir leise Wasser glucksen.

Dann gleitet der Einbaum über die Wiese. Das Wasser unter uns ist unter dem wuchernden Grün nicht zu sehen. Nur hin und wieder lassen Seerosenteppiche erkennen, daß wir wirklich schwimmen. José, der Fährmann, stakt uns fast eine Stunde lang. Dann werden in der Ferne Palmen sichtbar.

„Dort ist Kaxikane, die Heimaterde des Genossen Presidente", sagt José.

Gesang weht zu uns herüber. Auf einem braunen Erdhügel sitzen Männer und Frauen dichtgedrängt auf einfachen Holzbänken. Die Männer tragen weiße Hemden, die Frauen bunte Kleider. Ach ja, es ist Sonntag.

Kaum einer blickt auf, als wir an Land gehen. Auf einem mit weißem Tuch bedeckten Tisch stehen Blumensträuße. Daneben liegt eine aufgeschlagene Bibel. Vor diesem Altar kniet ein alter Mann mit schlohweißem Haar. Gottesdienst in Kaxikane.

„Sie beten dafür, daß die Flut zurückgehen soll," flüsterte uns der Genosse aus Catate zu. „Die Trockenzeit hat sich schon verspätet. Nur dann kann man hier die Felder bestellen. Die Leute hungern jetzt."

Der Bürgermeister von Catete ist kein Unbekannter in Kaxikane.

Auch in der Zeit vom Februar bis zum Juli, wenn kein Auto das Dorf erreichen kann, kommt er oft hierher. Manchmal bringt er einen Sanitäter mit, manchmal auch nur Medikamente. Heute sind seine Hände leer. Auch in der Kreisstadt gibt es kaum noch Mais, gibt es keine Kartoffeln mehr, keine Bohnen.

Eine schwangere Frau kommt auf uns zu. „Wann wird das endlich anders", klagt sie, „schau dir doch die Kinder an. Sie weinen schon vor Hunger."

Es ist nicht viel, was der MPLA-Mann darauf antworten kann. Soll er an die Kolonialzeit erinnern? An das Erbe, das die junge Volksrepublik übernommen hat? Das wissen die Menschen in Kaxikane genausogut wie er. Wer auch sollte es besser wissen. Kaxikane ist ein elender Flecken. – Am 17. September 1922 wurde hier der erste Präsident der Volksrepublik Angola geboren.

Ein paar Tage zuvor haben wir Agostinho Neto in seinem Arbeitszimmer gegenübergesessen, dem Arzt und Dichter, dem Revolutionär und Staatsmann. Einem Mann, dessen Gedichte in viele Sprachen der Welt übersetzt sind. Einem Mann, für dessen Befreiung aus portugiesischer Haft sich einst Jean-Paul Sartre und Diego Rivera, Nicolás Guillén und Louis Aragon eingesetzt haben. Einem Mann, der kurz zuvor mit der goldenen Joliot-Curie-Medaille des Weltfriedensrats ausgezeichnet worden ist. Einem Mann, der in aller Welt geachtet und verehrt wird. Wir versuchen uns vorzustellen, wie Agostinho Neto als Kind ausgesehen hat, wie er gelebt, was er gespielt hat.

Wir sehen zwei völlig nackten Jungen zu, die sich abmühen, einen Einbaum in das schmutzige Wasser zu schieben. Als es ihnen endlich glückt, lärmen sie vergnügt. Das Boot ist ihr einziges Spielzeug.

„Die Kanus leicht dahingleitend
über Schmutzgewässern
Abschaum und Fäulnis beiseite drängend
Blüten, Stümpfe, Weichteile
vorangetrieben von Angst
und der Gewalt der Arme.

Noch höher hinaus! Noch höher hinaus!
In den Händen spielte das Abenteuer
in den Händen zuckte der Schrecken
im Innern tanzte die Ungewißheit"

Das sind Worte von Agostinho Neto aus seinem Gedicht „Das Palmengrün meiner Jugend". Er spricht darin über sein Heimatdorf, über seine Schule, spricht über Sehnsüchte, über den Zauber Afrikas und die Verlockungen eines Lebens im Dienst der fremden Herren, spricht über all die Probleme, vor denen ein junger Afrikaner, der sich in die Welt wagte, stand.

„Ich entkam
dem Grün-Schwarz der Palmen
meiner Jugend
liebkosend die Hand der Ungewißheit"

Als Agostinho Neto diese Zeilen in einer Zelle des berüchtigten Gefängnisses Caxias bei Lissabon schrieb, war er bereits ein erfahrener Revolutionär.

Am Anfang war Kaxikane. Der junge Agostinho hatte Glück. Seine Eltern, beide Lehrer, der Vater zudem protestantischer Pfarrer, vermochten, ihm den Besuch der Oberschule in Luanda zu ermöglichen. Deshalb konnte der junge Afrikaner Gesundheitshelfer werden. In jener Zeit legte er Escudo auf Escudo beiseite, um für eine Reise nach Portugal zu sparen. Nur dort konnte er seinen Wunsch, Arzt zu werden, verwirklichen. Damals gab es in Angola nicht eine einzige Hochschule.

Es kam das Jahr 1947. Neto lebte in der portugiesischen Universitätsstadt Coimbra und später in Lissabon in größter Armut. Er scheute keine Arbeit, tat alles nur mögliche für sein Studium; dabei vergaß er nie, daß er Angolaner war. Bald vertrat er die Interessen der Jugend seines Landes in fortschrittlichen Organisationen Portugals.

Die Quittung dafür waren viele Jahre Haft in den Gefängnissen der PIDE, der portugiesischen Gestapo. Erst im Jahre 1957, zehn Jahre nach seiner Ankunft in Portugal, konnte Neto das Studium fortsetzen. Ein Jahr später erwarb er den Doktorhut. Am gleichen Tag heiratete er die Portugiesin Maria Eugénia

Am vorletzten Tag des Jahres 1959 zogen sie mit ihrem einjährigen Sohn nach Luanda. Neto praktizierte als Arzt, schrieb Gedichte – und blieb der Revolutionär, der er seit langem war. Er wurde zum Führer der MPLA.
Es dauerte kein halbes Jahr, da riß ein Mann das Sprechzimmer Doktor Netos auf. Es war der Direktor der PIDE in Luanda, sein Anblick vertrieb sofort alle Patienten. Wohl zum erstenmal in der Geschichte passierte es, daß sich ein Spitzelchef höchstpersönlich zu einer Verhaftung bemühte: am 8. Juni 1960.
Die Älteren in Kaxikane kennen dieses Datum und was ihm folgte nur zu genau. Sie sind Überlebende eines fürchterlichen Massakers. Damals hatten sie für den Sohn ihres Dorfes demonstriert. Schüsse waren die Antwort. Dreißig Menschen starben im Kugelhagel der Kolonialpolizei, mehr als zweihundert waren verletzt worden. Dieser Überfall ist als das Massaker von Icolo e Bengo in die Geschichte eingegangen.
Selbst in einem angolanischen Gefängnis schien Neto den Kolonialisten eine Gefahr zu sein. Er wurde nach Lissabon gebracht, später nach den Kapverdischen Inseln verbannt.
In Angola brach der bewaffnete Kampf aus, dem die Portugiesen nur nackten Terror entgegenzusetzen wußten. Es kam die Zeit, da ein Foto gemacht wurde, das grinsende Portugiesen mit den auf Stangen aufgespießten Köpfen angolanischer Patrioten zeigte. Dieses Foto ging um die Welt. Auch Neto sah es. Er zeigte es einem Freund. Das war Anlaß genug für eine erneute Verhaftung. Die vierte. Neto wurde wieder nach Lissabon verschleppt. Ein Jahr später kämpfte die Weltöffentlichkeit Agostinho Neto frei. Bald darauf konnte er aus dem Hausarrest nach Afrika fliehen. Im Dezember 1962 wurde er Präsident der MPLA. Der Kampf für die Befreiung Angolas dauerte noch dreizehn lange Jahre.
Fast alle in Kaxikane sind Analphabeten. Was sie von Neto wissen, haben ihnen Landsleute erzählt, und Legenden sind im Busch schnell geboren. Neues erfahren wir nicht. „Wir lieben unseren Genossen Präsidenten", sagt einer einfach. Und eine Frau spricht mit sanfter, leiser Stimme ein paar Verse:

„Ein Strauß Rosen für dich
– rote und weiße
gelbe und blaue Rosen –
Rosen zu deinem Tag
...
Kraft und Gewißheit
in Rosenstrauß
zu deinem Tag

Und das eroberte Stück der Erde
wo der Mensch die Maschinen beherrscht
und den Überschall
in Brüderlichkeit

und in Freundschaft
wird ihnen immer gehören
und auch dir und uns
..."

Diese Zeilen des Gedichts, das Neto am Frauentag des Jahres 1955 im PIDE-Gefängnis von Porto für seine Frau schrieb, kennen viele Menschen in Angola. Unsere gebildete weißhäutige Hotelbesitzerin in Luanda kann es genauso zitieren wie die Analphabetin in Kaxikane. Der schwarze Präsident und seine weiße Frau sind in Angola das klassische Liebespaar.
Viel ist über Neto geschrieben worden, über seine Verdienste, seinen Mut, seine Klugheit, seine Größe. Was sollen wir noch sagen. Vielleicht dies: er ist ein guter Mensch.

Provincia Piloto

Die Boeing aus Luanda braucht kaum mehr als eine halbe Stunde. Dann sind sie genau unter uns, breitbeinig im tiefblauen Meer: die stählernen Bohrtürme von Cabinda, der Erdölprovinz Angolas.
Auf dem Flugplatz lernen wir Manuel kennen. Der junge Soldat hat für den Weg nach Cabinda einmal drei Monate gebraucht. Das war Ende der sechziger Jahre. Damals dachten die Patrioten nicht an Erdöl, wenn sie von Cabinda sprachen. „Provincia piloto", sagten sie. Die kleine Provinz war Vorreiter im Befreiungskrieg.
Manuel ist in Luanda geboren. Aber er liebt Cabinda wie seine Heimatstadt. Das Gebiet, so groß wie der Bezirk Erfurt, gerade ein Hundertfünfundsechzigstel der Fläche Angolas einnehmend, zudem noch eine Exklave – durch die breite Kongomündung und ein paar Dutzend Kilometer Zaïre vom Kernland getrennt–, hat Geschichte gemacht. Und Cabinda wird weiterhin Geschichte machen. Dabei ist die Stadt Cabinda ein Provinznest. Wo sie aufhört und die Provinz Cabinda beginnt, scheint die Welt zu Ende zu sein. Da ist nur noch das üppig wuchernde Grün des Regenwaldes, verfilzter undurchdringlicher Busch. Die Bohrtürme draußen auf See liegen still. Die Herren der Gulf Oil haben es vorgezogen, das Land zu verlassen.
Eines Tages war eine Razzia in Manuels Musseque in Luanda. Der Halbwüchsige mußte mit ansehen, wie die Spielgefährten aus der Hütte des Nachbars geschlagen wurden. Dann fielen Schüsse, und die Kolonialsoldaten meldeten später die Liquidierung zweier Rebellen. Die Ermordeten waren genauso alt wie Manuel.
Manuel wollte nicht sterben. Er flüchtete Hals über Kopf. Noch in der Nacht schlich er durch die Straßen der Vorstädte, bis er den Busch erreichte. Dort haben ihn Partisanen aufgenommen.
„Ich habe oft an Vater und Mutter denken müssen", sagt Manuel, der Soldat der FAPLA. „Sie hatten furchtbare Angst, als ich ging. Sie fürchteten die Rache der Portugiesen, weil ihr Sohn ja nirgendwo anders sein konnte als bei den Partisanen. Aber ich konnte nicht anders, ich mußte weg. Auch weil ich Angst hatte. Vier Jahre lang habe ich nicht gewußt, ob meine Eltern noch leben. Als ich endlich einen aus meiner Straße traf, der mir von ihnen erzählte, war ich schon in Cabinda im Busch. Da besaß ich schon lange ein Gewehr."
Manuel erinnert sich an die erste Zeit in Cabinda, als wären das Tage im Paradies gewesen. „Von Luanda aus sind wir vielleicht 500 Kilometer zu Fuß gegangen, fast immer durch den Busch, ganz selten auf Straßen. Denn dort patrouillierten die Portugiesen. Wir hatten kaum etwas zu essen. Wir lebten von Wurzeln, Beeren, wilden Bananen und Gras. Und wir waren fast wehrlos.

Nur wenige von uns hatten ein Gewehr. Als wir in Cabinda die Camaradas von der MPLA erreichten, waren wir völlig erschöpft. Aber die Camaradas wußten, was wir brauchten. Ich werde nie vergessen, wie der erste Maniokbrei geschmeckt hat. Es gab sogar ein Stück Büchsenfleisch dazu."
Wir erinnern uns. Die ersten Fotos vom Befreiungskampf Angolas, die wir gesehen hatten, waren in Cabinda gemacht worden. Das war gegen Ende der sechziger Jahre. Die Kämpfer trugen richtige Uniformen, benutzten moderne Handfeuerwaffen, und es war Disziplin zu erkennen.
„Ein paar Tage konnten wir uns erholen, dann bekamen wir richtige Gewehre", erzählt Manuel. „Ich weiß noch, wie stolz wir waren und wie verächtlich wir auf unsere alten Vorderlader und Jagdflinten blickten. Und dann begann die Ausbildung. Wir konnten es damals lange nicht fassen, daß wir in Hütten lebten, über denen unsere Fahne wehte, daß wir uns nicht verstecken mußten. Nur wenn wir Flugzeuge hörten, war höchste Alarmstufe. Aber sonst hatten die Portugiesen nicht viel zu bestellen. Ein großer Teil Cabindas war befreites Gebiet. Zum erstenmal fühlten wir uns als freie Menschen. Deshalb liebe ich Cabinda. Ich war froh, nach der Ausbildung gerade hier leben und kämpfen zu können."
Wer von Portugals Kolonialbeamten damals nach Cabinda abkommandiert worden war, hatte das als Strafversetzung betrachtet. Denn die Provinz war für sie nur eine winzige Stadt: ein kleiner Hafen, zwei, drei Häuserzeilen, ein paar Kneipen und eine kleine Schar verbrauchter Huren. Und nirgendwo war Sicherheit.
Die Kämpfer der Befreiungsbewegung steckten überall. Lange Jahre schon vor der Proklamation der Volksrepublik Angola war die Provinz eigentlich keine Kolonie mehr. Auf dem größten Teil des Gebiets waren die Afrikaner Herr im eigenen Haus. Dort gab es Krankenhäuser und Schulen, Läden und Verwaltungen. In Cabinda haben die Angolaner nicht nur für den Krieg trainiert, sie haben gelernt, wie man Macht ausübt. Cabinda war die Schule der Volksmacht. Wer auf den „Pfaden des Volkes" nach dem angolanischen Kernland zurückkehrte, war klüger geworden, gebildeter, reifer. „In Cabinda habe ich lesen und schreiben gelernt", sagt Manuel.

Aber der Kampf ist nicht beendet, auch der bewaffnete nicht. In abgelegenen Gebieten terrorisieren konterrevolutionäre Banden die Bevölkerung. Das politische Aushängeschild FLEC – zu deutsch Front zur Befreiung der Exklave Cabinda – verhehlt nicht den Vaterlandsverrat. Die Auseinandersetzung mit den Separatisten ist keine Randfrage. Es geht um die Zukunft Angolas. Soll Cabinda die Erdölprovinz des freien Angola oder ein Profitdorado für multinationale Naphthamonopole werden?
In der angenehm klimatisierten, mit kostbaren Edelhölzern eingerichteten Residenz des Vertreters der Gulf Oil sitzt im Frühjahr des Jahres 1976 ein MPLA-Mann. Er trägt einen blauen Kittel. Es ist der Vorsitzende der Arbeiterkommission der Erdölfelder von Cabinda.
„Es hat keinen Zweck, zu den Bohrtürmen zu fahren", sagt er uns bedauernd. „Dort gibt es nichts zu sehen. Alle ausländischen Spezialisten sind weg. Und sie haben alle Dokumentationen mitgenommen. Keiner von uns ist gegenwärtig fähig, die Produktion in Gang zu setzen. So ist die Lage, und das Öl in den Tanklagern wird immer weniger. Wir machen uns nichts vor. Noch kommen wir ohne Gulf-Leute nicht aus. Fachleute heranzubilden, dauert seine Zeit."
Die Rechnung ist einfach. Die junge Volksrepublik braucht Öl, braucht Devisen, braucht die Gulf Oil noch.
Es ist ein Geschäft auf des Messers Schneide. Noch ist Angola auf den US-amerikanischen Erdölriesen angewiesen. Der aber kann Profite nur mit Hilfe der Volksmacht, die er am liebsten erwürgen würde, realisieren. Klassenkampf und Kompromisse schließen sich nicht aus. Doch die Führung der Volksrepublik ist nicht gesonnen, sich übervorteilen zu lassen.
Als wir schon wieder in Luanda sind, lesen wir im „Diário do Luanda", einer der beiden Tageszeitungen der Hauptstadt, eine aufschlußreiche Information.
Es ist ein Zitat aus einer geheimen Botschaft Henry Kissingers, die während der imperialistischen Aggression gegen Angola an die Gulf Oil nach Cabinda gesandt worden war. Wie offen doch die Sprache der Diplomaten des Kapitals sein kann, wenn diese keinen Zirkus für die Öffentlichkeit zu veranstalten brauchen.
Kissinger schrieb: „Schließen der Bohrlöcher, weil 80 Prozent der Devisen und des Staatshaushalts Angolas aus den Öleinkünften stammen, wodurch wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen können. Da drei Viertel des Erdöls, das in Luanda für den Inlandsbedarf raffiniert wird, aus Cabinda kommen, liquidieren wir damit sofort die MPLA. Es genügt schon, wenn sie kein Erdöl hat. Und wenn wir noch die Einnahmen und Devisen, die vom Erdöl kommen, einfrieren, gibt es auch kein Geld, um woanders Erdöl zu kaufen. Das alles – zusammen mit einem Savimbi und einem Holden – wird die MPLA vernichten. Und danach verhandeln wir mit den anderen."
Es ist anders gekommen. Und die Gulf Oil hat sich zu Verhandlungen bequemt, obwohl Angola eine nationale Erdölgesellschaft gegründet hat: Sonangol. Das Erdöl unter dem Schelf vor Cabinda wird dem Volke dienen. Es ist viel Erdöl. Man spricht von mehreren hundert Millionen Tonnen. Cabinda wird die „Provincia piloto" des wirtschaftlichen Aufbaus.
Der Zufall will es, daß wir im Flugzeug nach Luanda Manuel wiedertreffen. Er trägt alles, was er besitzt, bei sich. Es ist ein winziges Bündel, darin ein kleines Transistorgerät, schon arg strapaziert, ein bißchen Wäsche, zwei Bücher, Hefte, Bleistifte. Manuel ist nach Luanda abkommandiert worden.
Manuel lacht, ist vergnügt, macht Späße. Doch als unter uns die Lichter von Luanda funkeln und die Maschine in die Landekurve geht, wird er still. Er preßt das Gesicht an das kleine Fenster und ist zu keinem Gespräch mehr zu bewegen. Zum erstenmal nach acht Jahren wird er wieder in seiner Heimatstadt sein, wird er seinen Vater sehen, seine Mutter, seine Geschwister, die Verwandten, die Freunde.
In einer Tasche seiner Uniform trägt der Soldat ein sorgsam gefaltetes nagelneues Tuch für die Mutter. Es ist das einzige Geschenk, das er für die ganze Familie hat. Und doch ist das bunte Tuch nur ein winziger Bruchteil dessen, was er mitbringt. Manuel ist ein Mann geworden.
Zum Abschied umarmen wir uns. Manuel sagt kein Wort. Wir warten auf unser Auto, wollen ihn mitnehmen. Er winkt ab, geht los, eilig, bestimmten Schritts. Er hat wenig Zeit. Morgen schon soll er sich in der Kaserne melden.
Dort wird ein neuer Lebensabschnitt beginnen. Manuel soll für die große Alphabetisierungskampagne in der Armee ausgebildet werden.

Schwarz und Weiß in Lubango

Lubango ist eine wunderschöne Stadt. Links und rechts der Hauptstraße blüht Hibiskus. Frisches Grün läßt die weißen Häuser noch weißer erscheinen. Die Stadt schmiegt sich an die sanften Hügel des südlichen Hochlandes. Die Luft ist klar, kühl, trocken, und die Sonne ist eine freundliche Bilderbuchsonne, kein sengender Feuerball. Es atmet sich leicht in Lubango.
Es atmet sich schwer in Lubango. Lubango ist eine gespenstische Stadt. Die Hauptstraße ist verödet. Die meisten Läden sind geschlossen. Wo früher bunte Auslagen zum Einkaufsbummel verlockten, gähnen finstere Löcher. An das Haus der Mode erinnert nur noch ein Schriftzug. Die Schaufenster sind mit Holzplatten vernagelt, die Modepuppen eingesargt. Die bunt zusammengewürfelten, meist unbesetzten Stühle vor einer Kaffeestube wirken lächerlich. Ja, Kaffee habe er noch und ein paar belegte Brötchen, sagt der Wirt. Sonst nichts? Er zuckt die Achseln.
Sonst nichts? Er zuckt die Achseln.
Es ist auf den Tag genau drei Monate her, daß auf dieser Straße die Aggressoren nach Süden flüchteten, die demoralisierten Banden der UNITA des Dr. Savimbi und die Soldaten des Apartheidregimes. Vor einer Gartenmauer steht ein zerschossener Panzerwagen.
Wir haben eine junge Portugiesin kennengelernt: Ilda. Sie stammt aus einer der für Lubango typisch gewesenen Kleinbürgerfamilien. Lubango war bisher eine Stadt, in der mehr Weiße als Afrikaner lebten. Eine von dreien in Angola.
Ilda ist freundlich und hilfsbereit. Sie zeigt uns die Stadt. Doch immer, wenn wir nach etwas fragen, was irgendwie mit dem Krieg zu tun hat, peinigt sie Erinnerung. Entsetzt hält sie sich die Hände vor die Augen. „Es war furchtbar. Als die MPLA-Truppen auf Lubango marschierten, war die Hölle los. Die UNITA-Leute haben vierundzwanzig Stunden lang nichts anderes getan, als die Stadt auszurauben. Sie drangen in alle Häuser ein, und was sie nicht mitnehmen konnten, haben sie zerstört. Wer sich widersetzte, wurde erschossen. In der Nacht war es am schlimmsten. Sie waren alle betrunken und schossen sofort. Es knallte ununterbrochen. Überall lagen Tote."
Ilda und ihre Mutter sind in Lubango geblieben. Der Vater und drei Brüder sind nach Portugal gegangen.
Ilda war keine Anhängerin der MPLA, und sie ist es auch heute nicht. Aber wer anders als diese Organisation kann schon das Land noch retten, mag sie denken. Was die Männer von der FNLA und der UNITA getan haben, hat sie erlebt. „Wir sind wirklich alle müde. Wir wollen nicht mehr, daß geschossen wird", sagt sie und versucht zu erklären, warum sie geblieben ist. „Ich bin hier geboren und bin hier zu Hause. Warum soll ich fortgehen, nur weil ich eine Weiße bin. Portugal ist für mich ein Land, das ich nicht kenne. Ich will nicht in die Fremde. Und was die MPLA betrifft – das ist eine seriöse Organisation. Die Leute wollen das Leben hier in Gang bringen. Und dabei kann man ihnen guten Gewissens helfen."
Es gibt nicht mehr viele Portugiesen in Lubango. Doch die geblieben sind, sprechen wie Ilda, wenn auch manche Angst haben vor den Leuten aus den Kimbos.
Die Kimbos: das ist das schwarze Lubango. Sie sind nicht besser als die Musseques von Luanda. Nur für den Fremden sehen sie freundlicher aus. Das machen die sanften grünen Hügel im Hintergrund. Das machen die Hütten, die freundlicher aussehen als die in Luanda, weil sie mit Gras bedeckt sind, und kein Dach vom Rost zerfressen werden kann. Und das machen die unbekleideten Oberkörper der Frauen, die kein schäbiger Fetzen verunstaltet. Das Leben hier ist ursprünglicher, afrikanischer. Ein Leben im Elend ist es dennoch.
So wie das weiße Lubango weißer war als andere koloniale Stadtgründungen, ist das afrikanische Lubango afrikanischer als andere Vorstadtslums.
In einem der Kimbos von Lubango lernen wir einen „Enfermeiro" kennen. Das Wort bedeutet Krankenpfleger. Für die Leute in den Hütten aber ist der nicht mehr junge Mann mit der ulkigen knallroten Mütze wohl mehr ein Medizinmann im alten Sinne, wenn er auch penibel gepflegtes Weiß trägt und in seiner verschlissenen kunstledernen Tasche eine Injektionsspritze mit sich führt.
Wir kommen dazu, wie der Enfermeiro mitten im Straßenstaub einem kleinen Jungen, der offenbar Fieber hat, eine Injektion gibt. Er tut das mit viel Würde.

Im Kreis stehen Frauen herum, die den Mann mit ehrerbietiger Zurückhaltung um Rat fragen, und wir können uns die Antworten denken. Der Enfermeiro hat uns erzählt, wie er zu seinem Beruf gekommen ist. Alles, was er weiß, hat er im Krankenhaus gelernt, wo er eine Art Hausdiener war. Was heißt gelernt? Der Mann hat gesehen, wie Menschen aussehen, bevor sie sterben, und die Ärzte im Vorübergehen von Fieber, von Rheumatismus oder Lungenentzündung sprechen gehört.
Weil er die Namen von Krankheiten kannte, galt er im Kimbos bald als Heilkundiger. Hier am Stadtrand gab es keinen jener weisen Alten, die dank der Heilkraft mancher Kräuter hin und wieder jemanden zu heilen vermochten, und so wurde er für seine Nachbarn zum Medizinmann. Und er muß seine Arbeit nie schlecht gemacht haben, denn der Respekt, mit dem ihm die Leute begegnen, ist unübersehbar. Wie er es gemacht hat, ist nicht aus ihm herauszubekommen. Er deutet nur immer auf seine Injektionsspritze.
„Man glaubt an mich", sagt der Enfermeiro stolz. So sprach früher ein Scharlatan, denken wir, ein Wunderdoktor, ein Doktor Eisenbart. Doch dann erfahren wir, daß der Enfermeiro vor ein paar Wochen nach Luanda gefahren ist, um an einem Lehrgang für Gesundheitshelfer teilzunehmen. Man hat ihn aber zurückgeschickt, weil ein solcher Kurs auch in Lubango stattfinden soll. Auf diesen Tag wartet er voller Sehnsucht.
Im Krankenhaus von Lubango, dem zweitgrößten Angolas, sind vier Ärzte geblieben. Fünf kubanische Doktoren sind dazu gekommen. Ärzte, das sind in Angola die Götter der Medizin. Die kleineren Wunder zu vollbringen, dafür werden noch lange Jahre die Enfermeiros ausreichen müssen, darunter ein Mann namens José B., der nicht einmal richtig lesen und schreiben kann. Als er uns seinen Namen aufschreibt, können wir den Schriftzug kaum lesen. Ende 1980 sollen in Angola 14 000 in Kurzlehrgängen ausgebildete Gesundheitshelfer in 1 400 medizinischen Stützpunkten tätig sein. Wenn jeder nur soviel Kenntnisse hat wie José B., wird das schon ein gewaltiger Fortschritt sein. Und der Enfermeiro José weiß ja, daß er noch viel zu wenig weiß. So ist das Leben in den Kimbos. Ein Medizinmann mit einer Spritze ist schon ein Stück neues Leben.
Angela M. in ihrer Khakikleidung wirkt inmitten der Hütten, die an das Bilderbuchafrika unserer Kindheit erinnern, wie eine Fremde. Dabei stammt sie selbst aus den Kimbos. Doch das Leben hat sie herausgerissen aus dem stumpfen Trott, den die Frauen selbst dann noch gehen mußten, als ihre Männer schon für die Befreiung kämpften. Der Kampf, das war anfangs für viele Männersache.
Angelas Vater litt an einer Krankheit, von der sie heute noch nicht genau weiß, was es eigentlich war. Die alten Frauen, die im Kimbos die Kranken betreuten, hatten gesagt, es sei die Bauchkrankheit. Das hatte so geklungen, als sei ein böser Geist in den Leib des Vaters gefahren, den man nur mit guten Geistern austreiben könne.
Angela weiß nicht mehr, wer es gewesen war, der von der Notwendigkeit eines Besuchs bei einem richtigen Arzt gesprochen hatte. Aber sie erinnert sich genau: Deshalb ist sie aus dem Kimbos herausgekommen. Denn der Arzt war ein Portugiese, und der wollte Geld, und das mußte sie als die Älteste verdienen.
Mit zwölf Jahren wurde Angela Wäscherin. Jeden Tag kam sie in die Stadt, und wenn sie abends zurück in die Hütte ihrer Familie ging, hatte sie etwas Neues gelernt. Die vielfältigen Eindrücke der Welt der Weißen summierten sich zu einer großen Frage: Warum haben die Portugiesen so viele Dinge, die wir nicht haben? Warum ist das so? Muß das so bleiben?
Damals hat Angela das Fragen gelernt. Das war sehr viel für eine Frau aus den Elendsvierteln. Und als sie zum erstenmal vom Kampf der MPLA hörte, spürte sie: Hier sind die Antworten.
Ihrem Spielgefährten João war es ähnlich gegangen. Er hat das Fragen auf den Plantagen der weißen Großfarmer gelernt.
Die beiden heirateten, bekamen Kinder, drei an der Zahl. Sie sahen sich selten, weil João nur selten von der Plantage in die Stadt kommen konnte. Sie führten keine Ehe, wie es in Afrika üblich war. Es war eine Ehe neuer Art, eine Ehe von Gleichberechtigten.
Nachdem João zu den Partisanen gegangen war, fand sich Angela mit fünf anderen Frauen zusammen. Sie gingen von Hütte zu Hütte und erzählten von einem zukünftigen freien Angola, von einem neuen Leben.

Sie taten das, indem sie ihren Geschlechtsgenossinnen beibrachten, wie man auf der Nähmaschine ein Kleid näht; wie man das Leben der Kinder besser schützen kann, wenn man die Hütte sauberer hält; wie man gesünder leben kann, wenn man mit Klugheit kocht. Hygiene, Proteine, Vitamine – das waren wichtige Schlagworte in diesem Kampf. Es waren Synonyme für das Wort Freiheit.
Damals entstand in Lubango die erste Gruppe der Frauenbewegung der MPLA, deren Abkürzung OMA heißt. Wir sind natürlich genauso albern wie alle deutschsprachigen Besucher Angolas und nennen Angolas aktivste Frauen immer Omas, weil das so hübsch paradox ist. Besonders die jüngsten Omas, die schönsten, langbeinigsten, stolzesten, lachen immer sehr, wenn wir sie über das Wortspiel aufklären.
Irgendwie ist Angela schon heute eine richtige Oma. Denn wenn sie in die Kimbos geht, gehört ihre größte Sorge den Kleinsten, die immer noch im Dreck spielen, zusammen mit grindigen Schweinen und zerzausten Katzen.
Als Angela vor dem kleinen Steinhaus steht, in dem gerade eine Kommission der MPLA tagt, verabschiedet sie sich von uns. Sie muß an einer Gruppe von Frauen vorbei, die dort mit ihren Kindern warten. Ein paar von ihnen stellen sich Angela in den Weg. Wortfetzen dringen zu uns. Vom Wasser ist die Rede, zu dem man stundenlang laufen muß, weil der Kimbos noch keinen Brunnen hat und der Fluß sehr weit ist. Wie soll man da sauber bleiben, wie soll man da die Kinder waschen, jeden Abend sogar, wie Angela das verlangt.
Wir wissen nicht, was die Genossen im Steinhaus beraten, welches winzige Zipfelchen der erdrückenden Not sie gerade anpacken. Vielleicht geht es um Arbeit für die Männer, um den Bau einer Schule, vielleicht um die Alphabetisierung der Erwachsenen.
Für die Mütter im Kimbos geht es zuallererst um Wasser. Angela versteht das. Entschlossen schreitet die resolute kleine Frau auf das Haus zu.

Nelsons neue Welt

Weekend in Tundavala zu machen, gehörte für Lubangos Portugiesen zum guten Ton. Das ist zu verstehen. Weit wie das Meer erstrecken sich die Wälder unter uns. Der steil abfallende Berg, auf dem wir stehen, erhebt sich einige hundert Meter über das anmutige Hochland. Mitten im Grün glitzert ein Stausee. Trotz der Mittagsstunde ist es angenehm frisch. Tundavala liegt in 2 000 Meter Höhe.
Es ist still hier oben. Das weiße Motel hinter uns ist verödet, die luxuriöse Bar geschlossen. Kein zahlender Gast ist da, den Rundblick zu genießen, eine der schönsten Aussichten in ganz Angola, wie Nelson sagt.
Als Kind war er oft hier. Sein Vater war Taxichauffeur im nahen Lubango und nahm den Jungen mit, wenn er Touristen nach Tundavala fuhr. Aber die Familie hätte sich gelegentlich auch einen Privatausflug in die Wochenendoase leisten können. Jeder qualifizierte Beruf war in Angola den Portugiesen vorbehalten gewesen und entsprechend gut bezahlt worden. Nelson und seine beiden Brüder konnten, wie sich das gehörte, auf die Oberschule gehen und auch studieren. Nelson wollte in Luanda Bauingenieur werden.
Heute sind Nelson und sein knallrotes Auto in Lubango stets dort zu finden, wo Angolas Politik gemacht wird, in der Straße, wo die Casa do Povo steht, oder vor den Kasernen der FAPLA.
Nelson ist portugiesischer Nationalität. Doch wie all seine Landsleute konnte er die Staatsbürgerschaft seines Geburtslandes annehmen und Angolaner werden. Etwas, was es früher gar nicht gegeben hatte – da war man Portugiese, wenn man lesen und schreiben konnte oder man war gar nichts – eben ein „Eingeborener". Nelson ist Weißer und Politkommissar der Volksarmee. Das muß in Angola kein Widerspruch sein.
„In Luanda hat mein bewußtes Leben begonnen. An der Hochschule habe ich Studenten kennengelernt, die Marx gelesen hatten und Lenin. Damals habe ich begriffen, daß mein schönes, freundliches, unbeschwertes Angola eine Fiktion war. Dieses Angola konnte keine Zukunft haben."

Nelson hatte darüber nachzudenken begonnen, was er eigentlich war: Portugiese oder Angolaner, auf welcher Seite er stand. Die Antwort darauf war noch längst nicht gefunden, als er zur Kolonialtruppe einberufen und zum Offizier gemacht wurde. Doch die Fragen machten nicht halt vor der Uniform. Sie waren nicht zu verdrängen. Nelson diskutierte darüber mit anderen Offizieren. Die Denunziation ließ nicht auf sich warten. Insgesamt ist Nelson viermal verhaftet worden, „wegen marxistischer Propaganda", wie man sagte. Schließlich wurde er zum einfachen Soldaten degradiert.

„Damals war ich sicher noch kein Marxist", sagt Nelson, „aber ich hatte mich wohl schon für Angola entschieden. Denn bald darauf ging ich in den Busch und wurde Mitglied der MPLA. Mit zwanzig Jahren."

Das war 1972. Seit dieser Zeit hat Nelson die Uniform nicht mehr ausgezogen. Er hat im Norden gekämpft, ist dann nach Lubango zurückgekehrt und hat an dem opferreichen Rückzug vor den südafrikanischen Aggressoren teilgenommen.

Nelson blickt über das weite grüne Meer unter dem Berg von Tundavala. Er ist nachdenklich geworden. Er, der uns diese Perle der Natur zeigen wollte, sieht jetzt wohl nicht mehr die Schönheit dort unten, sieht keine Landschaft. Er sieht Gelände, von Bomben und Granaten zerfetzte Kameraden, brennende Dörfer, geschändete Frauen, niedergewalzte und verbrannte Maisfelder, sieht die Schrecken des Krieges. „So viele meiner Freunde sind damals gefallen", sagt er.

Wir fahren nach Lubango zurück. Auch wir haben jetzt keinen Blick für die Schönheit der Landschaft. Wir denken über den jungen Mann an unserer Seite nach; die Kraft der Ideen, die heute die Welt verändern, wird uns bewußt wie selten zuvor.

In der Stadt hat uns der Alltag wieder. Als uns Nelson vor dem Hotel absetzt, sagt er: „Nach dem Abendessen holt euch mein Freund ab. Wir treffen uns dann wie verabredet. Ich muß noch einmal in die Kaserne."

Wo soll er auch hin, denken wir. Das kleine Zimmer, in dem er als Untermieter haust, haben wir bereits gesehen. Es ist nicht gerade einladend, vor allem im Vergleich mit dem Elternhaus. Die freundliche kleine Villa aber steht leer, seitdem seine Familie das Land verlassen hat. Nelson hat keine Zeit, sich darum zu kümmern. Der Tag eines Funktionärs ist lang in Angola. Was Nelson abends braucht, ist ein Bett und eine Lampe, damit er die Zeitungen aus Luanda lesen kann, bis sie ihm aus der Hand fallen, weil er müde ist, todmüde.

Einmal nur hat Nelson mit uns im Hotel ein Bier getrunken. In Lubango steht die modernste Brauerei des Landes, und so hat das Bier einen kurzen Weg. Ein zweites Mal aber ist Nelson nie mitgekommen. Und das nicht etwa deshalb, weil er kein Bier mag. Nelson mag das Hotel nicht. Das ist ein Stück Kolonialwelt geblieben. Jeden Abend treffen sich dort eine Handvoll Portugiesen und ein paar ansässige Ausländer, die insgeheim noch an eine Restauration der alten Zustände glauben, zum Umtrunk.

Als wir eingezogen waren, hatten wir die Bekanntschaft zweier dieser Leute gemacht. Der eine ein Österreicher, der andere aus der Bundesrepublik stammend, waren sie vor Jahren aus Südafrika nach Angola gekommen und hatten riesige Plantagen erhalten, ohne einen Pfennig dafür zu zahlen. Sie waren gut bedient gewesen damit, wie sie uns sagten.

„Die Schwarzen sind doch Wilde. Die sind doch zufrieden, wenn sie einen Fetzen auf dem Leibe haben und irgendwelche Früchte zu fressen, die ihnen sowieso ins Maul wachsen. Andere Ansprüche haben die doch nicht. Passen Sie mal auf, die brauchen uns noch. Nur wir Weiße sind in der Lage, die Wirtschaft in Gang zu halten. Ohne unsere Leitung bricht doch alles zusammen."

„Das Bier schmeckt Ihnen aber", hatten wir gesagt.

„Natürlich. Wieso? Warum?"

„Nun, weil das doch heute ohne weiße Ingenieure produziert wird. Wir waren dort und haben das selbst gesehen."

Nach diesem Gespräch waren wir für die beiden als Rote abgestempelt, was sie aber nicht hinderte, uns bei jeder Gelegenheit, die sich bot, von dem, was sie ihre Tüchtigkeit nannten, zu erzählen.

In angolanischen Hotels zu wohnen, ist lehrreich. Nicht nur in Lubango ist das so. Viele dieser Herbergen stammen aus der Zeit, da Portugals Kolonialadministratoren noch glaubten, das Land so regieren zu können wie früher. Mit einem leutseligen Schulterklopfen

für die braven Schwarzen und der Peitsche und dem Galgen für die Aufsässigen. Doch die koloniale Macht zerbröckelte. Die Befreiungsbewegung entstand und wurde stärker und stärker. Statt der Peitsche brauchte man Jagdbomber und Napalm. Dies aber ließen sich die imperialistischen Waffenproduzenten gut bezahlen. Mit Konzessionen für nahezu unbeschränkte Kapitaleinfuhr und kostenlosen angolanischen Boden. Damals, Anfang der sechziger Jahre, wurde Angola zum Tummelplatz der großen Monopole, zum Anziehungspunkt für skrupellose Profitjäger. An den Börsen begann man von Angolas Kupfer, Erdöl und Diamanten zu sprechen. Und auch vom Bier, mit dem man die Schwarzen profitabel besoffen machen könne.

Nelsons Freund ist gekommen. Der Soldat fährt uns zu später Stunde in seinem Jeep zur Oberschule, dem abendlichen Arbeitsplatz des Politkommissars. „Daß Nelson einmal Lehrer sein wird, hat er sich bestimmt nicht träumen lassen", sagt er. „Der war so sehr Soldat, daß er sich kaum noch daran erinnert, wie er Häuser bauen wollte."

Der FAPLA-Mann merkt, daß wir verdutzt sind. Nelson, dieser gebildete, empfindsame junge Mann, ein rauher Kriegsheld?

„Ich will Ihnen erzählen, wie sich Nelson aus Lubango nach Benguela durchgeschlagen hat, damals, als die südafrikanischen Rassisten hier wüteten. Seine Einheit war damals abgeschnitten. Als der Kommandeur bei einem Bombenangriff getötet worden war, mußte Nelson die Führung übernehmen. Und er schaffte den Durchbruch. Ständig von Hubschraubern verfolgt, marschierte er mit der Truppe in sechs Tagen runde 200 Kilometer. Durch Urwald, Wüste und Savanne. Mit dreiundachtzig Mann war er losgezogen, und nicht weniger als achtzig sind bei den Kameraden in Benguela angekommen. Total erschöpft und ausgehungert, viele verwundet."

Der Mann am Steuer schweigt.

Der Jeep fährt durch leere Straßen. Es ist nicht die Zeit zum müßigen Flanieren. Die wenigen Passanten, die das Licht der Scheinwerfer aus dem Dunkel reißt, haben es eilig. Irgendwo werden sie gebraucht, in einer Fabrik, bei einer Versammlung, vielleicht in der Schule, in die wir fahren.

Wir stoppen vor der Schule. Nelsons rotes Auto ist schon da. Wir kommen gerade noch zurecht. Mit dem Klingelzeichen geht Nelson in die Klasse. Unterm Arm hat er ein paar Broschüren, die wir schon kennen. Ein Kommunistisches Manifest ist dabei, zu dem Trotzki das Vorwort geschrieben hat, Lenins „Staat und Revolution", etwas von Stalin. Das ist alles, was er an marxistischer Literatur besitzt. Die Heftchen sind zerlesen, und viele Randbemerkungen rahmen die Seiten. Viele Ausrufezeichen sind da und viele Fragezeichen.

Es ist eine normale Oberschulklasse, vor der Nelson spricht. Die Jungen und Mädchen, mehr Weiße als Schwarze, sind gut gekleidet. Sie sind zur Schule gekommen, bevor die MPLA die Macht übernommen hat.

Die Resonanz ist entsprechend. Die meisten lümmeln sich auf den Bänken und dösen. Sie sind nur gekommen, weil der wöchentliche Politunterricht obligatorisch ist. Hin und wieder stellt einer eine provozierende Frage, die erkennen läßt, daß sie nicht im Hirn des Schülers gewachsen ist. Warum soll der kapitalistische Weg für Angola nicht möglich sein? Warum haben die Amerikaner in Angola nicht wie in Vietnam interveniert? Ist die MPLA überhaupt in der Lage, das Land zu regieren?

Nelson wirkt zermürbt, aber er bemüht sich, gelassen zu bleiben. Und er beantwortet jede Frage der Schüler aus dem Stegreif. Ab und zu nur greift er zu einem Zettel, auf dem er sich Zahlen aus dem Alltag notiert hat.

Nelson weiß, daß es auch hier schon eine Handvoll Schüler gibt, die nachzudenken beginnen. Die darf er nicht enttäuschen. Vielleicht werden es bald mehr sein.

In der Pause sagt er: „Die Stunde bei dieser Klasse ist sehr schwierig für mich. Aber gerade für sie ist politischer Unterricht nötig. Als ich hier Schüler war, habe ich ähnlich gedacht. Für mich war die Welt in Ordnung. Es war die Welt dieser Jungen und Mädchen, die wir zerstört haben. Wir müssen ihnen eine neue Welt zeigen."

In der nächsten Stunde ist Nelson wie ausgewechselt. Die Abendschüler kommen aus armen Familien, die früher nie hätten daran denken können, ihre Kinder zur Oberschule zu schicken. Hier dominiert die schwarze Hautfarbe.
Der Politkommissar erzählt die Geschichte der Revolution. Vieles von dem, was er erzählt, haben die Halbwüchsigen selbst erlebt. „No es asi?" fragt Nelson an vielen Stellen und bekommt auf dies rhetorische „Ist es nicht so?" meist die im Chor gesprochene Antwort: „Ja, so ist es."
Nur einmal macht ihm eine quicklebendige Afrikanerin einen Strich durch die Rechnung. Sie will unbedingt wissen, was nach dem Kommunismus kommt. Sie bohrt und bohrt, aber mit keiner Antwort ist sie zufrieden. Nelson kann kaum noch ernst bleiben. Als er schließlich sagt, er könne die Freundin schon insofern vertrösten, als sich erst ihre Enkelkinder mit diesem Problem herumschlagen müßten, lacht auch das Mädchen. Nelson fährt uns zurück ins Hotel. Er ist ausgelassener Stimmung. „Ihr glaubt gar nicht, wie sehr mir die Frage des Mädchens gefallen hat. Bei uns ist noch vieles in Unordnung. Die Fabriken arbeiten erst mit halber Kraft. Wir haben nicht genügend zu essen. Wir müssen noch gegen konterrevolutionäre Banden kämpfen. Und dann kommt eine solche Frage. Ist das nicht herrlich, dieser Optimismus?"

João und die Dämonen

Die Uniform ist viel zu groß für den Knirps. Für Kinder sind die Kleiderkammern der Volksbefreiungsarmee nicht eingerichtet. Mit Kindern macht man keine Revolution. Aber die Kinder selbst machen Revolution. Das war schon in Paris so und in Petrograd.
João trägt die Uniform eines Mannes. Die Ärmel sind hochgekrempelt und reichen doch noch bis zu den Handflächen, die Hosenbeine umgeschlagen zu einer dicken Wulst, die dennoch auf der Erde schleift. Nur der Gürtel hält die ganze Montur zusammen.
João ist ganze dreizehn Jahre alt. Zum Soldaten fehlt ihm nur das Gewehr. Aber als wir seine Geschichte erfahren, ahnen wir, daß er dieses Kriegsgerät zu gebrauchen gelernt hat wie ein Erwachsener.

So war das Leben der Kinder in Angola. Die Revolutionäre haben das nicht gewollt.
Es war ein wunderschöner warmer Tag im Hochland bei Lubango, als João mit seinem Vater aufs Feld ging. Der Vater hatte sich stets herausgehalten aus dem Konflikt zwischen den Partisanen und der Obrigkeit. Er bestellte seine kleine Parzelle, versuchte das wuchernde Unkraut auszureißen und den jungen Mais zu hüten vor der Dürre und dem Wolkenbruch. Er tat das, was üblich war in seinem Dorf, so lange er sich erinnern konnte. Die Portugiesen waren die Herren, daran konnte er nichts ändern. Die Worte UNITA, FNLA und auch MPLA waren für ihn ohne besonderen Sinn. Er wußte nur, daß er den Mais ernten mußte, damit seine Familie etwas zu essen hatte.
Vielleicht hat der Mann erst in der Sekunde, da der UNITA-Bandit das Gewehr auf ihn anlegte und ihn tödlich verwundete, begriffen, daß sein ganzes Leben ein Irrtum war. Niemand weiß das.
Der Bauernsohn João ist damals in den Wald gerannt. Aber auch dort blieb die Angst. Noch niemals war er allein im Wald gewesen. Die Schlangen, die seinen Weg kreuzten, die Affen, die in den Bäumen herumturnten, diese bunte, lärmende, schillernde Welt, all das war ihm unheimlich. Dabei hatte er den Wald an der Hand des Vaters kennengelernt. Aber ein einziger Schuß hatte diese Welt verwandelt. Der Wald war eine Welt voller Dämonen geworden.
Noch heute glaubt João, daß ihn nur die Amulette gerettet haben, die ihm seine Mutter gegeben hat. Noch heute trägt er das Glasperlenkettchen um den Hals, den schmalen Armreif aus dunklem Holz. Die Kämpfer der MPLA, die den Jungen im Urwald fanden, nahmen ihn mit zu einer Buschschule. Dort lernte er lesen und schreiben. Dort begriff er, was seinen Vater getötet hat. Er wurde Kurier der Befreiungsbewegung, aber das, wogegen er kämpfte, was er haßte, blieb für ihn der böse Geist, obwohl er längst das Wort Kolonialismus verstehen gelernt hatte.
Das Böse hat für João viele Formen. Manches fürchtet er nicht mehr. Zu oft hat er auf seinen Schleichgängen durch Urwald und Savanne Männer in fremden Uniformen irregeführt und hinterher über deren Dummheit gelacht. Aber den Ort, wo ihm vor drei Jahren ein Schuß aus einer Maschinenpistole den Vater genommen hat, will er nie mehr betreten. Nie mehr will er in sein Dorf zurück, obwohl seine Mutter vielleicht noch am Leben ist.
João weiß es ganz genau, und er erzählt es jedem. „Mein Vater hat mir gesagt, daß man sich gegen böse Geister nicht auflehnen soll. Wenn man das aber tut, soll man von dem Ort, wo man das getan hat, wegbleiben. Sonst wird man zur Strafe in Wasser verwandelt. Und als ich damals in den Wald gelaufen bin – da habe ich mich gewehrt. Meine Kette und mein Armband, die haben mich geschützt."
Der Junge in der Armeeuniform erzählt das ganz ernsthaft. Er spürt unsere Neugier. Die Soldaten um uns lachen laut und machen ihre Späße. Da wird João wütend und zeigt mit dem Finger auf die Soldaten. „Lach nicht, Xavier, warum trägst denn du ein Amulett um den Hals? Und du, Joaquim, was soll der Ring aus Giraffenhaaren um dein Handgelenk? Ihr habt doch auch Angst, wenn nachts die Geister kommen. Ihr wollt es nur nicht zugeben."
Das Lachen im Kreis wird leiser: Einer nach dem anderen zieht es vor, das Weite zu suchen.
Wir sind betroffen. Das alte Afrika ist noch sehr lebendig, und nicht nur in den Köpfen der Kinder. Männer, die bewiesen haben, daß sie weder Panzer noch Hubschrauber fürchten, glauben noch an die alten Mythen.
Der Genosse, der uns begleitet, spürt unsere Betroffenheit. „Vielleicht ist es gut, daß ihr das hier erlebt habt. Manchmal macht uns der Aberglaube noch schwer zu schaffen. Es gibt Dörfer, da läßt keine Mutter einen Arzt an ihr Kind heran, auch wenn es noch so krank ist. Es gibt Menschen, die glauben, mit einem Tieropfer Regen herbeirufen zu können."
Er streichelt João, der aufmerksam zuhört, das Kraushaar. „Ich habe Vertrauen zum Doktor", sagt der Junge, „und der Regen kommt von ganz allein. Aber in mein Dorf gehe ich niemals zurück. Ich will nicht zu Wasser werden."
„Ist schon gut, João, geh' essen", sagt der Genosse. „Wir behalten dich hier."
Zufrieden trottet der Kleine über den staubigen Hof zu einer der Kasernen. Dort wohnen in Lubango die Kinder, die der Krieg zu Waisen gemacht hat. Das sind sehr viele in Angola, und in vielen Kasernen gibt es ein Gebäude, wo nur Kinder wohnen.
Die FAPLA ist ihnen Vater und Mutter. Sie nährt und kleidet sie, bringt ihnen Lesen und Schreiben bei, und sicher wird sie die Kinder eines Tages auch vom Aberglauben befreien.
Doch lange noch werden wir Joãos trotziges Wort im Ohr haben: „Ich will nicht zu Wasser werden!"

Die Wunder des Südens

Noch streichelt uns die milde Hochlandluft von Lubango, und das Auge genießt die Farbenpracht der tropischen Flora. Dann kommen die ersten Steigungen. Es wird immer frischer, und im Grün links und rechts der Straße beginnen die bunten Blütentupfer zu fehlen. Auf dem Bergplateau vom Humpata erinnert uns die Landschaft manchmal an die Mischwälder unserer Mittelgebirge. Wir frösteln und schließen bald die Autofenster. Afrika kann kühl sein wie ein verregneter Ostseesommer. Dort, wo die Straße wieder bergab führt, säumen Felswände den Weg, schroff und bunt. Stumpfes Braun geht in geheimnisvoll schimmerndes Lila und Rot über. Unten das Tal aber ist nur noch von einem fahlen Gelb. Über der kargen Dornbuschsavanne flimmert die Hitze. Bald sehen wir nur noch Steine. Geröllfelder huschen vorbei, eine Landschaft aus Schlacke, ausgeglüht von der sengenden Sonne. Erst die Palmen von Moçâmedes bringen wieder Farbe in die Welt. Hinter den grünen Wipfeln schimmert blau das Meer.
Hätte es der Natur vor Jahrmillionen gefallen, hier einen Gipfel hinzusetzen wie Tausende Kilometer weiter östlich den Kilimandscharo, wäre es eine Fahrt durch nahezu alle Vegetationszonen dieser Erde gewesen. So aber fehlt noch der Schnee.
Die an Naturschönheiten so reiche Strecke war Lubangos begüterten Portugiesen früher manche Blitztour wert. Einhundertzwanzig Kilometer lang, von großzügiger Breite und hervorragend asphaltiert, hatte die Straße die Fahrt zum Meer verkürzen helfen. An der Küste winkten weiße Strände, komfortable Bungalowhotels und ein ausgedehntes Vergnügungsviertel.

Moçâmedes war den Angolanern fremd geworden. Die Kolonialisten hatten getan, was sie konnten, um sich das Land dienstbar zu machen. Dort, wo die Straße ihren höchsten Punkt erreicht und die Berge am schroffsten sind, waren ihre erfahrensten Ingenieure am Werk. Bei den Felsen von Leba schlängelt sich die schwarze Bitumenpiste in ungezählten Serpentinen durchs Bett eines versiegten Wasserfalls. Über ganze 17 Kilometer hinweg wird dort ein Höhenunterschied von nicht weniger als anderthalbtausend Metern überwunden.
Die Serpentinenstraße zu bauen, hat Hunderten von einheimischen Arbeitern das Leben gekostet. Sie sind in steile Schluchten gestürzt, bei Sprengungen verschüttet worden, und mancher ist beim Betonieren von Stützpfeilern im glucksenden Zementstrom erstickt.
Dennoch wird die Straße von den Angolanern „das achte Weltwunder" genannt. Ein Freund aus Moçâmedes sagt lakonisch: „Wenn wir erfuhren, daß ein betrunkener portugiesischer Farmer in einen Abgrund gerast war, haben wir von der Straße der Verrückten gesprochen. Denn damals war es ihre Straße. Heute gehört das Wunder uns. Ich glaube, die Straße ist das beste, was uns die Portugiesen hier überlassen haben."
Das Asphaltband ist ein wichtiger Lebensnerv Südangolas. Bedeutender aber ist noch der Schienenstrang, der mit ihm ein großes Stück parallel läuft. Die Eisenbahn, die dort fährt, ist eine Eisenbahn im wahrsten Sinne des Wortes. Mit ihr werden die Eisenerze von Cassinga an die Küste befördert.
Die Bahnlinie ist erst Anfang der sechziger Jahre bis zum Eisenerzrevier verlängert worden. Damals hatte gerade die neokolonialistische Phase in der Geschichte der Ausbeutung des Landes begonnen. Krupp war in das Geschäft eingestiegen. Zwar trug die Gesellschaft weiterhin den klangvollen Namen Companhia de Mineria do Lobito, aber die Besitzteile waren in den Händen ausländischer Konzerne. Krupp hatte sich mit 40 Prozent den Löwenanteil ergattert. Es war ein wahres Profitwunder. Dividenden von 30 Prozent waren keine Seltenheit. Wir erinnern uns an ein Foto, das seinerzeit um die Welt gegangen war. Hoch über den Lichtern des nächtlichen Luanda sitzen fünf betuchte Herren über einer Karte von den Erzgruben von Cassinga: Direktoren von Krupp. Sie sind angenehm erregt; das breite Gesicht des einen zeigt genau das, was man ein fettes Lachen nennt. Eine Batterie Weinflaschen im Vordergrund läßt erkennen, wie damals gefeiert worden ist. So hatten die Wunder der Kolonialisten ausgesehen: mit einem Pappenstiel an Investitionen Geld zu machen wie Heu.
Die Wissenschaftler haben sich längst eines solch mysteriösen Begriffs wie des Wunders bemächtigt. Sie definieren das Wunder als eine Angelegenheit irrationalen Denkens, weil es den Gesetzmäßigkeiten in Natur und Gesellschaft widerspreche. In jedem Lexikon ist das nachzulesen. Doch welcher Mensch kennt schon alle Gesetzmäßigkeiten?
Welchem Gesetz sind zum Beispiel die Männer der Mucubal gefolgt, als sie für die Freiheit Angolas kämpften? Noch heute lebt der Stamm im Stadium der Urgemeinschaft, kennen die Mucubal eigentlich nur ihre Heimatdörfer. Begriffe wie Freiheit, Vaterland und Nation sind für sie kaum faßbar.
Und doch haben sie dafür gekämpft.
Manches erscheint uns gerade deshalb als Wunder, weil es in so überraschender Weise den Gesetzmäßigkeiten entspricht. Wir sollten uns solcher Gefühle nicht schämen. Minutiöse Analysen versperren zuweilen den Blick für die Großartigkeit menschlichen Fortschritts.
Bis vor wenigen Jahren haben die Mucubal, ein Stamm des Volkes der Cuahama, fast ausschließlich von der Jagd gelebt. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen. Ihre Welt war das Gebiet im Hinterland von Moçâmedes, wo es nur Sand und Sonne gibt. Die Jagdbeute war nie groß, Hungern gehörte zum Alltag. Die meisten trugen nur einen Lendenschurz, gefertigt aus den Häuten der erlegten Tiere.
Unweit der als achtes Weltwunder bezeichneten Straße und der Wunderprofite bringenden Cassingabahn lebten sie abseits von aller Welt. Sogar die Kolonialherren hatten den Stamm in Ruhe gelassen. In der Gegend war nichts zu holen, und die Pfeile der Mucubal pflegten genau zu treffen.

Auch die vier Mucubal auf unserem Landrover tragen nur einen Lendenschurz. Lediglich einer hat einen viel zu großen Sakko an. Die Haare der vier sind mit allem möglichen Tand geschmückt. Aber sie haben Gewehre in den Händen, moderne Gewehre.
Antonio, unser Begleiter von der MPLA, spricht mit ihnen ein seltsames Kauderwelsch. Hin und wieder erkennen wir ein portugiesisches Wort, der Rest bleibt unverständlich. Es ist die Sprache der Mucubal. Antonio hat sie gelernt, als er sich während der südafrikanischen Aggression in Muculo, einem Dorf der Mucubal, verborgen hatte. Damals haben auch die Mucubal zu den Waffen gegriffen. Mit ein paar von der Volksbefreiungsarmee geschickten Gewehren, meist aber nur mit Pfeil und Bogen, haben sie komplette Abteilungen der UNITA-Banden in die Flucht gejagt. Sie sind unbesiegt geblieben.
Längst haben wir den Asphalt des achten Weltwunders verlassen. Der Sandweg führt in abenteuerlichen Windungen bergauf und bergab, bergauf und bergab. Hinter einem Sandhügel wird plötzlich eine Fata Morgana sichtbar: Grün, kräftiges, saftiges Grün. Minuten später können wir die „Fata Morgana" berühren. Es ist übermannshoher reifender Mais. Jede Pflanze ist von einem kleinen Wall aus Sand und Steinen umgeben. Wir sehen Frauen mit Kalebassen, die Wasser in die Mulden schütten. Antonio sagt, daß dieses Wasser über viele Kilometer herangeschleppt werden muß.
Der Mais ist der ganze Stolz des Jägerstamms. Er ist ihnen von Genossen der MPLA gebracht worden. So wie die Gewehre, um die junge Saat zu schützen.
Als wir im Dorf ankommen, strömt alles zusammen. Antonio wird wie ein Bruder begrüßt. Wir sind willkommen. Ein großes Palaver beginnt. Von den wenigen Wörtern, die wir heraushören, werden zwei sehr oft gebraucht. Es sind „camarada" und „Neto".
Antonio sagt: „Ich weiß nicht, wie ich euch das erklären soll. Wir haben das Vertrauen dieser Menschen. Als die ersten Genossen hierher gekommen sind, hatten sie nichts zu bieten als Worte. Worte von der Notwendigkeit des Krieges gegen die Kolonialisten. Den Mais haben wir erst viel später gebracht. Aber die Mucubal müssen sofort gespürt haben, daß wir sie als Brüder betrachten. Sie verehren den Genossen Neto wie ein höheres Wesen. Manchmal hört es sich so an, als ob er für sie eine Art Gott ist."
Antonio ist sehr ernst, als er fragt: „Sollen wir etwa heute darüber mit ihnen diskutieren?"
Die Revolution wird noch viele Probleme zu lösen haben. Eine Nation zu bilden, das heißt, jedem Angehörigen der mehr als hundert Völkerschaften Angolas bewußt zu machen, daß er kein Ovimbundu oder Bakongo, Lunda oder Cuahama mehr ist, sondern eben ein Angolaner.
Gleichzeitig damit müssen sich neue gesellschaftliche Beziehungen herausbilden, denen viele alte Stammestraditionen im Wege stehen. Selbst die tapfersten Mucubalkämpfer weigern sich, lesen und schreiben zu lernen. Solch Teufelszeug wie Bleistift und Papier haben sie in ihren Dörfern noch nie gebraucht. Was sie vor allem brauchen, ist Nahrung und Wasser.
Doch es gibt Lichtblicke. Antonio erzählt: „Ein paar Freunden in Muculo habe ich erzählt, daß wir vorhaben, ihre Kinder bald nach Moçâmedes zu holen, wo sie in Internatsschulen gehen werden. Kürzlich hat mir der erste ganz heimlich gesagt, daß er dagegen nichts einzuwenden habe. Wenn Câmarada Neto dafür ist, wird es schon richtig sein, hat er gesagt. Ich glaube aber, ein bißchen dachte er auch daran, daß er dann ein paar Esser weniger in der Familie hat. Wer will ihm das schon übelnehmen."
Wir blicken über das Wunder der winzigen grünen Maisoase in die Ferne. Überall ist nur Sand. Es wird noch viel Zeit vergehen, ehe das öde Land seine Bewohner ernähren wird.
Während wir nach Moçâmedes zurückfahren, sagt Antonio, daß er für uns eine große Überraschung hat. „Ihr werdet euch wundern", sagt er. Wörtlich sagt er das.
Das Wunder heißt Maria.
Auf den ersten Blick sehen wir: Das ist eine moderne junge Frau, gleichberechtigt geworden im Befreiungskampf. Sie trägt das hautenge Khaki der FAPLA und kommandiert eine Frauenkompanie. Sie spricht gut Portugiesisch und kann lesen und schreiben. Maria ist eine Frau, die das neue Angola verkörpert.

Antonio fragt uns: „Wißt ihr, was das für ein Mädchen ist? Ihr werdet das nie erraten. Sie stammt aus dem gleichen Stamm wie die Leute von Muculo. Sie ist eine Cuahama."
Für uns, die wir kurz zuvor noch gesehen haben, wie unsagbar entbehrungsreich und armselig das Leben in den abseits gelegenen Dörfern Angolas sein kann, ist Maria wirklich und wahrhaftig ein Wunder. In weniger als drei Jahren hat sie den Sprung aus der Urgesellschaft getan und ist ein Mensch geworden, der weiß, daß er gegen den Imperialismus kämpfen muß, um den Sozialismus zu erringen. In weniger als drei Jahren hat dieses noch nicht einmal zwanzig Jahre alte Mädchen geschafft, wozu die Menschheit Tausende von Jahren gebraucht hat. In weniger als drei Jahren ist aus einem schüchternen, ungebildeten Mädchen eine selbstbewußte Frau geworden.
Als wir Maria nach ihrem Lebensweg fragen, kommen ihr die Tränen. Sie hat Furchtbares erlebt. Eines Tages waren in ihr Dorf UNITA-Banden eingedrungen. Sie hatten ihre Hütte geplündert, die Eltern erschlagen und die zwei kleinen Brüder Marias erschossen. Maria war am Leben geblieben. Aber um welchen Preis: In den vierzehn Tagen der Gefangenschaft ist sie oft vergewaltigt worden; und wenn sie sich gewehrt hatte, war man ihr mit brennender Zigarette zu Leibe gegangen.
Maria behielt den Willen zum Leben und fand den Mut zur Flucht. Tagelang irrte sie durch den Wald, mehr einem gehetzten Waldtier als einem Menschen gleichend, bis sie Schutz fand bei einer Abteilung der FAPLA.
Dort hat sie ihre Würde wiedergefunden.
Maria wischt sich die Tränen ab und sagt, das alles sei nun vorbei. Sie lacht wieder.
Wir haben selten jemanden gesehen, auf den das Wort vom strahlenden Lachen so zugetroffen hätte, wie es zu Maria paßt.
Vor ein paar Wochen hat Maria damit begonnen, den Frauen und Mädchen ihrer Kompanie lesen und schreiben beizubringen. Außer ihr spricht dort niemand Portugiesisch. Maria sagt: „Ich will ja nicht immer den Dolmetscher spielen."

Solidarität im Hafen

Bevor sie mitten im Winter die Sommersachen in den Koffer packten, hatten sie genau fünf Tage Zeit gehabt, darüber nachzudenken, was sie in Angola erwarten würde.
Einhundertzwanzig Stunden können eine verdammt kurze Zeit sein. Soll man auch Pullover mitnehmen? Wie ist das mit der Malaria? Gibt es dort genug Zigaretten? Und schließlich immer wieder – dort ist ja noch Krieg.
Gerade deswegen sind sie jedoch gefahren. Weil Angolas Freiheit erwürgt werden sollte. Nun sind sie schon monatelang von zu Hause fort. Drei Männer von der Waterkant, die Genossen Willi Jargow, Wolfgang Sörgel und Karl-Gustav Zieske. Als die Volksrepublik Angola die Regierung der DDR bat, in aller Eile Lotsen und Hafenspezialisten zu entsenden, war ihnen die Lage sofort klargeworden. Häfen sind nun mal lebenswichtig für ein Land. Eine Welle feuchter Hitze nahm den dreien schon den Atem, als sie in Luanda noch auf der Gangway standen. Das war die geringste Unannehmlichkeit. Aber damals war noch Krieg in Angola, die südafrikanischen Invasoren waren zwar zurückgeschlagen, aber noch nicht besiegt. In der Hauptstadt fehlte es an allem. Zum Frühstück ein Brötchen, einen Klacks Marmelade und eine Tasse Kaffee – und dann hart arbeiten? In Rostock hätte ihnen einer so etwas mal vormachen sollen.
Die Arbeit war aufreibend und kompliziert. Die geflohenen portugiesischen Lotsen zu ersetzen, das wäre noch angegangen, wenn man den Hafen kannte. Doch den Plan des Hafens hatten die Portugiesen natürlich mitgehen lassen. Tagelang fuhren die drei aus Rostock mit kleinen Booten den Hafen ab, um ihn kennenzulernen. Dann kam der große Moment, in dem sie das erste Schiff hereinlotsten. Die Fracht bestand aus Lebensmitteln und Medikamenten.
„Wir waren verdammt stolz damals", sagt Karl-August Zieske.
Ihn treffen wir in Lobito. „Als wir in Luanda ankamen, war Lobito noch in der Hand der Aggressoren", erklärt er. „Aber die Stadt war kaum befreit, da baten die Angolaner einen von uns Lotsen, auch hier zu helfen. Diesen Auftrag erhielt ich."
Lobito ist für Angola ein äußerst wichtiger Hafen. Hier beginnt die Benguelabahn, der 1 348 Kilometer

lange stählerne Lebensnerv, der bis in die östlichen Nachbarländer Angolas führt. Noch ist es ziemlich ruhig im Hafen. Nur wenige Schiffe laufen Lobito an, weil die Benguelabahn noch nicht wieder bis in den Osten des Landes fahren kann. Zwei Brücken, die im Krieg zerstört worden sind, müssen erst wieder aufgebaut werden. Doch bis das geschafft ist, wird jeder Tag genutzt.
Auch in Lobito hat sich ein Dreigespann von der Waterkant zusammengefunden. Neben dem Genossen Zieske arbeiten hier die beiden Hafenspezialisten Dieter Pietraszek und Helmut Brauner.
Die Probleme sind die gleichen wie in Luanda. Alle Unterlagen über die Beschaffenheit des Hafenbeckens wurden geraubt. Es gibt kaum einen Experten und nur wenige Facharbeiter. Die Angolaner durften früher nur Handlangerdienste leisten. In der Kaileitung sind von den einstmals dreiunddreißig ausgebildeten Leuten ganze zwei geblieben, und in den dreizehn Lagerhallen arbeiten nur noch vier der Stammarbeiter.
Anfangs wollten die beiden Rostocker fast verzweifeln. Lobito galt als der schnellste westafrikanische Hafen. Jährlich sind hier zwei und eine halbe Million Tonnen Güter umgeschlagen worden. Welches Chaos aber hatten die UNITA-Banden hinterlassen. Nichts funktionierte mehr, überall lagen Frachtgüter, darunter wertvolle Erze, ungeordnet herum. Es war wie nach einem Bombenangriff. Die Aufräumungsarbeiten waren eine Art Enttrümmerung. Wochenlang schufteten die Rostokker mit den Freunden von der MPLA und der Gewerkschaft UNTA.
„Jetzt läuft der Laden schon wieder einigermaßen", sagt Dieter. „Und jetzt kommen wir auch zu unserer eigentlichen Arbeit. Wir müssen den technologischen Ablauf für den Güterumschlag organisieren und die günstigsten Varianten für das Rangieren finden."
Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Da schwitzen wir wie beim Aufräumen. Nur anders."
Es ist furchtbar heiß unter den Palmen der Tropenstadt. Nicht nur um einen kühlen Kopf zu behalten, muß man täglich drei-, viermal duschen. Die Kleidung klebt nach kurzer Zeit am ganzen Körper. Dennoch haben die drei von der Ostseeküste am Feierabend nicht nur das erfrischende Bad im Atlantik vor Augen: Jeden Tag opfern sie zwei bis drei Stunden ihrer Freizeit, um angolanische Fachkräfte auszubilden.
„Portugiesisch müßte man können", sagt Dieter. „Aber das hat uns eben keiner an der Wiege gesungen, daß wir mal in Angola arbeiten würden. Die Übersetzerei raubt eine Menge Zeit, zumal die Leitung eines Hafens unsere Genossen hier vor völlig neue Aufgaben stellt. Und Fachausdrücke zu übersetzen, ist für einen Dolmetscher besonders heikel. Der Junge tut uns manchmal richtig leid."
Helmut sagt trocken: „Mit unseren Portugiesisch-Künsten ist es jedenfalls noch nicht weit her. Was wir können, das ist so eine Art Pidgin-Portugiesisch. Am flinksten sind wir noch mit den Händen. Ihr ahnt nicht, was man damit alles sagen kann."
Karl-August aber sagt: „Wenn ich mit Antonio telefonieren muß, weil ein Schiff ankommt, hilft mir das wenig. Da muß ich in den Hörer stottern, was das Zeug hält, damit Antonio zur rechten Zeit am Hafen ist. So ist das nun mal hier. Eine feste Arbeitszeit gibt's nicht. Wenn ein Schiff uns braucht, sind wir eben da."

Bitterer Zucker

Der Zuckerrohrwald ist zum Dschungel geworden. Das darf nicht sein. Dieser Wald muß ordentlich sein und gepflegt. Schneisen müssen ihn durchziehen, damit die Menschen seine Schätze bergen können. Zucker ist ein Schatz in Angola. Man merkt das erst dann, wenn er fehlt, wenn zum starken bitteren Kaffee nur ein Schulterzucken serviert wird.
Zucker ist knapp, weil Krieg war. Zucker ist knapp, weil der Zuckerrohrwald zum Dschungel geworden ist.
Eine lange Schlange von Landarbeitern zieht in das Rohrdickicht. Hacken und Rechen tragen sie in Körben auf dem Kopf. Nur das Stimmengewirr und das Lachen der Frauen ist noch zu hören, wenn die grüne Wildnis die Leute schon verschluckt hat. Dann ist nur noch ein kleiner Trampelpfad zu sehen.

Ein paar hundert Meter weiter zieht sich ein breites Band aus braunroter Erde ins Zuckerrohr. José ist zufrieden. Etwa die Hälfte der mit hohem Unkraut überwucherten Wege ist bereits gesäubert. Bald werden Lastkraftwagen mit Schnittern zum Schatz von Caxito vordringen können. Bald soll das faustdicke Zuckerrohr in die nahe Raffinerie befördert werden. Es wird auch höchste Zeit. Das Rohr ist reif, und jeder weitere Tag Verzug heißt weniger Zucker.

Doch die Wege zu säubern ist nicht die Hauptsorge von José. Wichtiger ist, daß die Zuckerfabrik überhaupt wieder arbeitet. Seit vier Monaten schon versuchen die Arbeiter, das Werk in Betrieb zu setzen. José arbeitet schon vierzig Jahre in der Fabrik. Als er anfing, war er gerade elf Jahre alt. Die Fabrik wurde gerade gebaut. Maschinen kamen, die José wie riesige Ungeheuer erschienen. Doch damit hatte der kleine Angolaner nichts zu schaffen. Er wurde Hilfsarbeiter. Als er ein kräftiger junger Mann geworden war, durfte er zur Erntezeit mit ins Zuckerrohr. Das war eine schwere Arbeit; aber man konnte seine Kraft spüren, wenn man die Machete schwang, konnte singen dabei und an Ilda denken, die junge Frau daheim.

Erst viel später wurde José ein richtiger Raffineriearbeiter. Die Maschinen hatten eine große Anziehungskraft für den jungen Mann. Er nutzte jede Gelegenheit, um aus den Gesprächen der portugiesischen Mechaniker herauszuhören, wie man die rätselhaften stählernen Ungetüme bedient. Ein paar Weiße fanden Gefallen an dem aufgeweckten jungen Mann und erklärten ihm das eine und andere. Damals gehörte José zu den wenigen, die sich mit den Fremden in deren Sprache unterhalten konnten. Nicht vielen in Caxito war es möglich gewesen, die von den Kolonialbehörden eingerichtete vierklassige Grundschule zu besuchen und Portugiesisch zu lernen. Für José war die fremde Sprache der Schlüssel zum Verständnis der Technik.

Nach dem Sieg der MPLA stand er dennoch hilflos vor den Maschinen. Ganze Geräteteile fehlten, manch-
vor den Maschinen. Ganze Geräteteile fehlten, mach-mal aber nur eine Schraubenmutter. Erst wenn sie fehlt, weiß man, welche Kostbarkeit ein solch unscheinbares Ding sein kann. Verschwunden waren auch alle schriftlichen Unterlagen. Und natürlich gab es keine Ersatzteile. Doch die Zuckerfabrik mußte arbeiten. Nordangola und besonders die Hauptstadt warteten auf Zucker.

Früher hatte die Fabrik dreitausend Arbeiter. Jetzt sind es kaum noch die Hälfte. Auch Josés jüngster Bruder ist vor den Banditen des Holden Roberto geflohen. Als die FNLA-Leute kamen, hatten diese auch sein Haus angezündet und die ganze Familie auf die Straße getrieben.

Furchtbares ist in den Tagen des Krieges in Caxito geschehen. Kaum ein Haus blieb unzerstört. Überall lagen Tote auf den Straßen. Gefangengenommenen Kämpfern der Volksbefreiungsarmee schnitten die Verbrecher bei lebendigem Leib das Herz aus der Brust.

Das kleine weiße Rathaus von Caxito war zur FNLA-Festung geworden. Gähnende Fensterlöcher, aufgebrochene Tresore, zerschossene Möbel sind stumme Zeugen der schweren Kämpfe für die Befreiung des Landes.

Vor den Ruinen Caxitos sitzen viele Invaliden. Die meisten sind ein Opfer des Minengürtels, den die FNLA-Leute vor ihrer Flucht gezogen hatten. Noch immer müssen manche Straßen nach dem sechzig Kilometer entfernten Luanda gesperrt bleiben: Minengefahr! Auf dem Rückzug hatten die Barbaren auch das Krankenhaus zerstört. Kein Zimmer war in Ordnung, kein Medikament zu finden und der einzige Arzt, ein Portugiese, geflohen.

José hat das alles miterlebt. In jenen schweren Tagen hat er mit anderen Genossen der MPLA die Zuckerfabrik verteidigt und vor der restlosen Zerstörung bewahrt.

Aber noch arbeitet das Werk nicht wieder. Noch hat José Sorgen. Er ist der Verantwortliche. Die Kollegen haben ihn zum Vorsitzenden der Arbeiterkommission gewählt, die den Betrieb leitet.

José war am längsten in der Raffinerie, er hat nun einmal die größten Erfahrungen. Und er hat seit jeher die Maschinen geliebt. Die erste Bestandsaufnahme war erschreckend. Kaum einer der fabrikeigenen Lastkraftwagen war übriggeblieben, und die anderen waren nicht mehr benutzbar; die Fahrerhäuser demoliert, die Tanks zerschossen, die Reifen zerschnitten. Die Werkstatt

war nur noch ein Gerümpelhaufen, es fand sich kaum noch ein Schraubenschlüssel. Doch keiner verzweifelte. Man begann einfach mit der Arbeit. Das hieß Aufräumen, Bergen, Sortieren.

Die Arbeiter von Caxito konnten keine Wunder vollbringen. Die ihnen eingebleuten Handgriffe, die nur dazu dienen sollten, einen bestimmten Produktionsvorgang auszulösen, von dem sie nicht wußten, wie er beschaffen war, halfen jetzt nicht.

Man mußte auf Hilfe aus Luanda warten. Und sie kam. Die Volksregierung schickte einen Administrator. Er zahlte die ersten Löhne aus, die aus den Kassen der Volksmacht stammten.

Wenig später kamen die Techniker, die nicht Portugiesisch, sondern Spanisch sprachen, Compañeros aus dem ersten sozialistischen Staat Amerikas. Die neun Kubaner brachten Erfahrungen mit und Werkzeuge. Unter freiem Himmel feilten sie Ersatzteile für die toten Maschinen.

Die Gewerkschaft bat die Männer von der karibischen Zuckerinsel, angolanische Arbeiter auszubilden. Sie stellte jedem Kubaner drei junge Männer zur Seite und schärfte denen ein, mit Adleraugen aufzupassen.

„Die Genossen können nicht ewig hier bleiben“, sagten die Männer von der UNTA, „zu Hause haben sie genug zu tun.“ Doch vorerst waren neun Kubaner noch zu wenig. Als wir die Zuckerfabrik besuchen, die schon wieder aussieht wie ein richtiger Betrieb, erfahren wir, daß jetzt dreißig Compañeros dort arbeiten. „Was sie leisten, ist enorm“, sagt José. „Ich glaube, wir haben es bald geschafft.“

Freude leuchtet aus seinen Augen, Freude, die ihn vergessen läßt, wie bitter erkämpft der erste Zucker des freien Angola sein wird. Vier Wochen später findet einer von uns in seinem Berliner Briefkasten einen Brief. Er ist in Caxito abgestempelt worden, und José hat ihn geschrieben.

„Ich weiß nicht, ob Ihr uns am 1. Mai in Luanda gesehen habt. Da sind wir mit erhobenen Macheten marschiert. Damit wollten wir versprechen, daß unser Land wieder Zucker aus Caxito bekommt. Liebe Genossen, wir schreiben Euch, damit Eure Reportage den richtigen Schluß bekommt. Seit dem 15. Juni arbeitet unsere Fabrik wieder. Wir haben es geschafft. Schreibt das bitte!“

Caxito, die kleine Stadt, die vom Krieg vergewaltigt worden ist wie andere in Angola, hat ihren Frieden wieder.

Bitterer Zucker? Das ist Vergangenheit. José wird schon andere Sorgen haben.

Angolas Freiheit ist noch jung.

Volksrepublik Angola

1 246 700 km² – etwa 12mal so groß wie die DDR
6 Millionen Einwohner, die sich aus 125 ethnischen Gruppen und Stämmen zusammensetzen
15 Bezirke (Distrikte)
Hauptstadt: Luanda (500 000 Einwohner)

Geschichte Angolas

1483 Entdeckung Angolas durch den portugiesischen Seefahrer Diego Cão
1520 erste portugiesische Niederlassungen an der Küste
1540–1826 Sklavenhandel im Innern Angolas: Vier Fünftel der Bevölkerung werden als Sklaven nach Brasilien, Kuba und Jamaika verschleppt
1574 Beginn der militärischen Besetzung durch Portugal
– Gründung der heutigen Hauptstadt Luanda
1616–1618 Hinrichtung von 94 Häuptlingen auf portugiesischen Befehl
1641–1648 Angola fällt vorübergehend den Niederländern zu
1656–1681 Aufstände gegen portugiesische Unterwerfung werden blutig niedergeschlagen
1785 Gründung von Moçâmedes durch die Portugiesen
1826 Verbot des Sklavenhandels
1840 Ansiedlung der Portugiesen verstärkt; weitere Eroberungen im Landesinnern
1890–1915 Aufstände im Gebiet Bié und im Süden werden grausam niedergeschlagen
1922 Militärische Beherrschung des ganzen Landes durch die Kolonialmacht
1924–1925 Erneute Aufstände
1928 Erster antiimperialistischer Generalstreik unter Führung der Hafenarbeiter
1930 Gewaltsame Niederschlagung eines großen Aufstandes
1956 Gründung der MPLA
1961–1974 Bewaffneter antikolonialer Befreiungskampf
1975 Aggression durch Südafrika (25. 10.)
– Erlangung der Unabhängigkeit und Gründung der Volksrepublik Angola (11. 11.)
1976 Sieg über die Aggressionstruppen (27. 3.)
1976 Diplomatische Anerkennung der VR Angola durch mehr als 90 Staaten (Jahresende)

Wirtschaft

Schwach entwickeltes Agrarland mit entwickelter extraktiver Industrie und Anfängen einer Industrialisierung

Bodenschätze und ihre einstigen Eigentümer

Erdöl – Cabinda Gulf Oil Co. (USA)
Diamanten – Diamang (Südafrika, USA, Belgien, Großbritannien), De-Beer-Gruppe, Morganbank (USA)
Eisen – Companhia Mineiro do Lobito (BRD, Frankreich, Großbritannien, Südafrika, USA)
Konzessionsgebiet 200 000 km² = ein Sechstel des Landes

Weitere Bodenschätze, erst zum Teil gefördert

Kupfer, Gold, Zink, Nickel, Bauxit, Kolumbit, Kaolin, Quarz, Uran, Mangan, Phosphat, Blei, Schwefel

Landwirtschaft

Kaffee – drittgrößter Exporteur der Welt; bis 1976 73% portugiesischer Großgrundbesitz; abhängig von Rallett-Bank (Frankreich); Export über Inex-Kaffee (Südafrika)
Baumwolle – Cotanang (Belgien, Portugal)
Tabak – Seta (USA, Portugal)
Sisal
Zuckerrohr
Edelhölzer

Exporteinnahmen der Monopole (erstes Halbjahr 1974)

Erdöl	270 Mill. Dollar
Kaffee	173 Mill. Dollar
Diamanten	51 Mill. Dollar
Eisenerz	38 Mill. Dollar

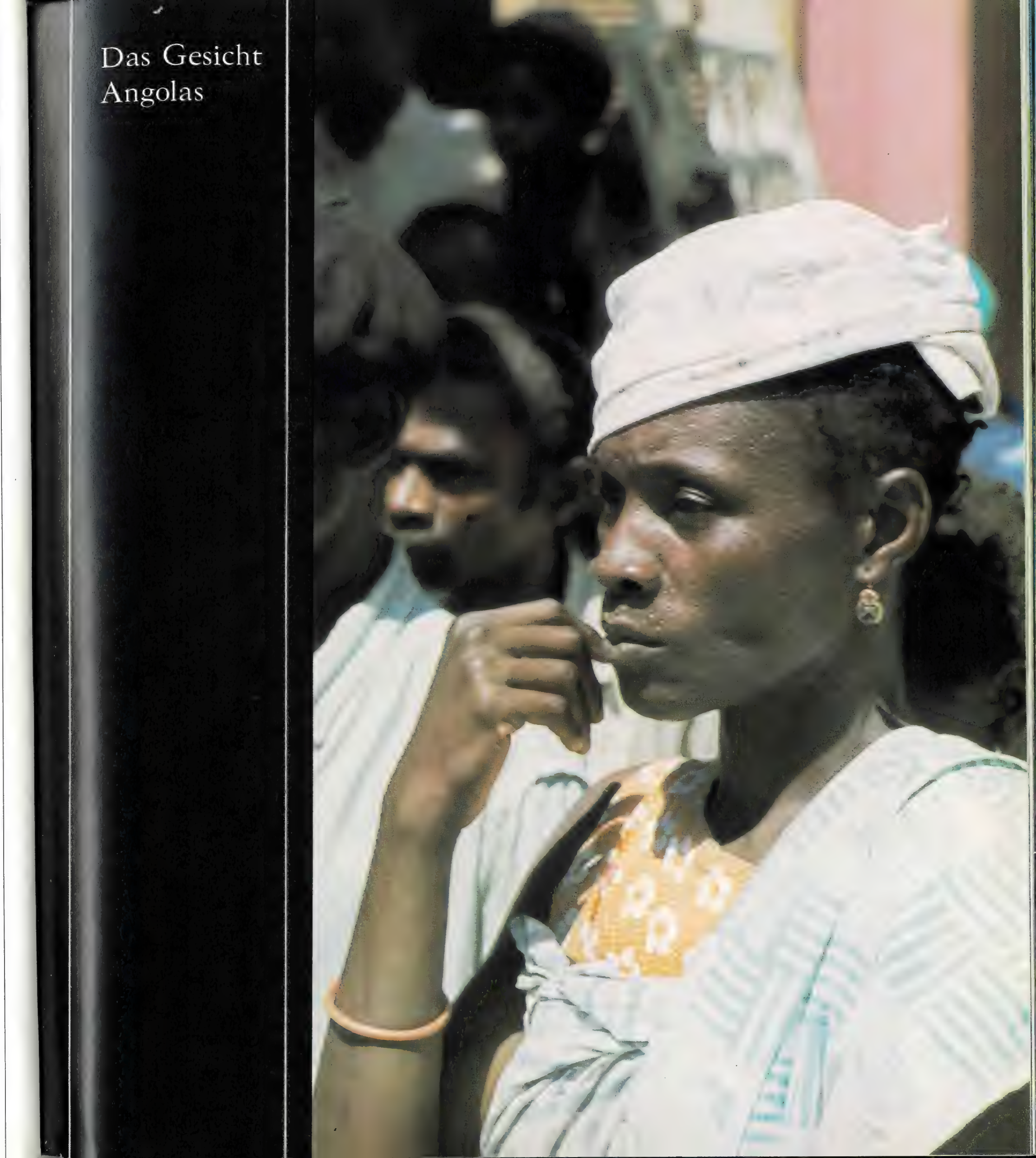
Geschichte der MPLA

1956 Gründung der antiimperialistischen Volksbefreiungsbewegung Angolas MPLA (10. 12.)
1960 blutige Niederschlagung eines Aufstandes in Icolo e Bengo
1961 Streik der Bauern im Norden; 20 000 Tote bei Vergeltungsaktion der Kolonialisten (Januar)
Sturm auf die Gefängnisse in Luanda: Beginn des bewaffneten Befreiungskampfes (4. 2.)
– Grausame Terrorwelle der Portugiesen
1962 Befreiung von Agostinho Neto aus jahrelanger Kerkerhaft
– I. Nationalkonferenz der MPLA, Wahl A. Netos zum Präsidenten
– Gründung der nationalistischen FNLA unter Führung des CIA-Söldlings Holden Roberto
1963 Schaffung der 2. politisch-militärischen Region in Cabinda
1964 Anerkennung der MPLA durch die OAU
1965 45 000 portugiesische Soldaten in Angola
1966 Schaffung der 3. politisch-militärischen Region im Südosten
– Gründung der proimperialistischen UNITA unter Leitung Jonas Savimbis, eines CIA-Söldlings
1967 MPLA-Losung: Ausdehnung des bewaffneten Kampfes auf das gesamte Territorium
1968 Führungskomitee der MPLA nimmt Sitz in befreitem angolanischem Gebiet (Januar)
– Ermordung der MPLA-Helden Joji Ya Henda und Américo Boavida
– OAU anerkennt MPLA als einzigen Vertreter Angolas
1969 Bewaffneter Kampf in 10 der 15 Provinzen
1970 Einsatz von chemischen Waffen und Napalmbomben gegen Vormarsch der MPLA
– MPLA kontrolliert 500 000 km² Angolas
1971 Reise von A. Neto in die sozialistischen Länder
– Gründung der Volksmacht – „Versammlung des Volkes des freien Angola“
1972 Schaffung der politisch-militärischen Region der Provinz Cunene
– Aufruf der MPLA zum Volkskrieg gegen die Kolonialherrschaft

1973 Entlarvung eines konterrevolutionären Komplotts in der MPLA
1974 Revolution in Portugal (25. 4.)
– Eintreffen der MPLA-Führung in Luanda (8. 11.)
– Waffenstillstand zwischen portugiesischer Armee und MPLA (21. 11.)
1975 Abkommen der MPLA, FNLA, UNITA für Verhandlungen mit Portugal (3. 1.)
– Bildung der Übergangsregierung MPLA, FNLA, UNITA (10. 1.)
– Massaker der FNLA- und UNITA-Truppen im ganzen Land, regelrechter Krieg gegen das Volk
– Aufruf der MPLA zum allgemeinen Volkswiderstand (26. 7.)
– Einfall südafrikanischer Aggressionstruppen in Angola (Oktober)
– Bildung der ersten Regierung der VRA durch die MPLA (11. 11.)
– MPLA-Präsident Agostinho Neto wird Präsident der VRA
1976 Sieg der Volksbefreiungsarmee FAPLA über die südafrikanischen Invasoren (27. 3.)
– III. Plenum der MPLA beschließt Umwandlung in eine marxistisch-leninistische Partei (Oktober)
1977 Niederschlagung eines konterrevolutionären Putsches (Mai)
– I. Parteitag und Gründung der MPLA-Partei der Arbeit (4. 12.)

(Nach Guerra, Henrique: Estrutura economica e classes socias. Luanda 1973
Kramer, Gerhard: Portugal am Pranger. Berlin 1964
Länder der Erde. Berlin 1975)

Das Gesicht Angolas































54/55









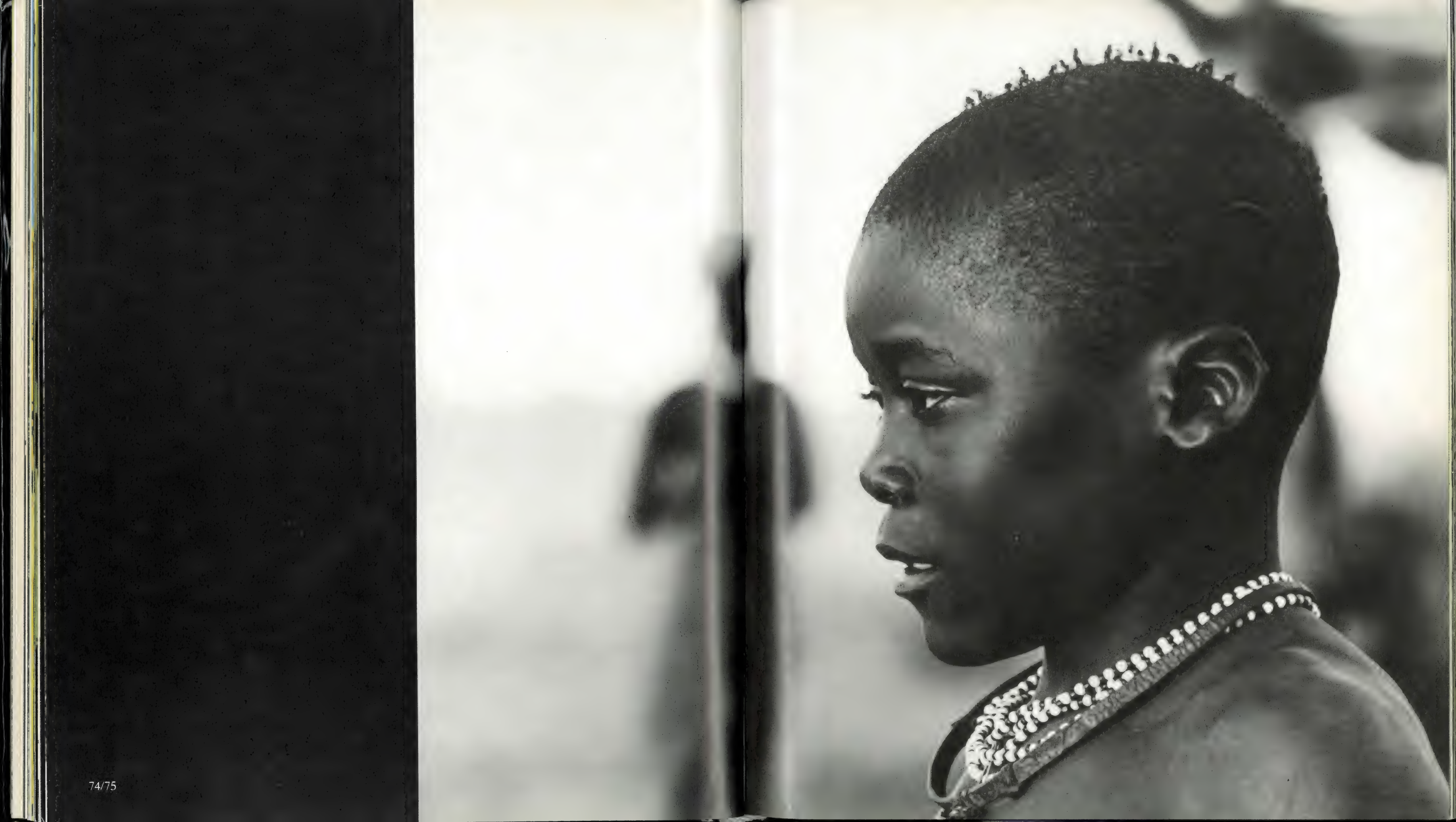




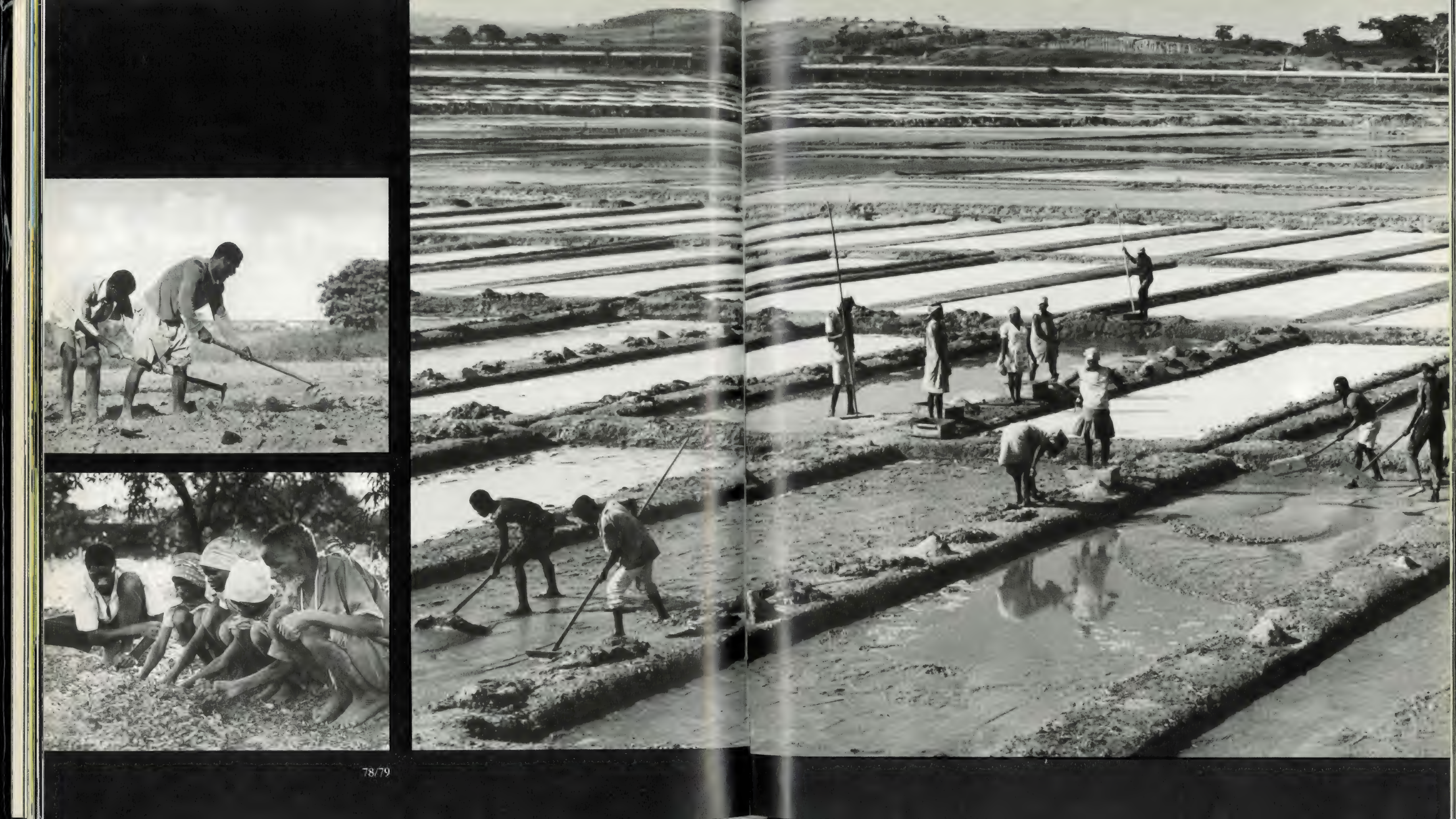


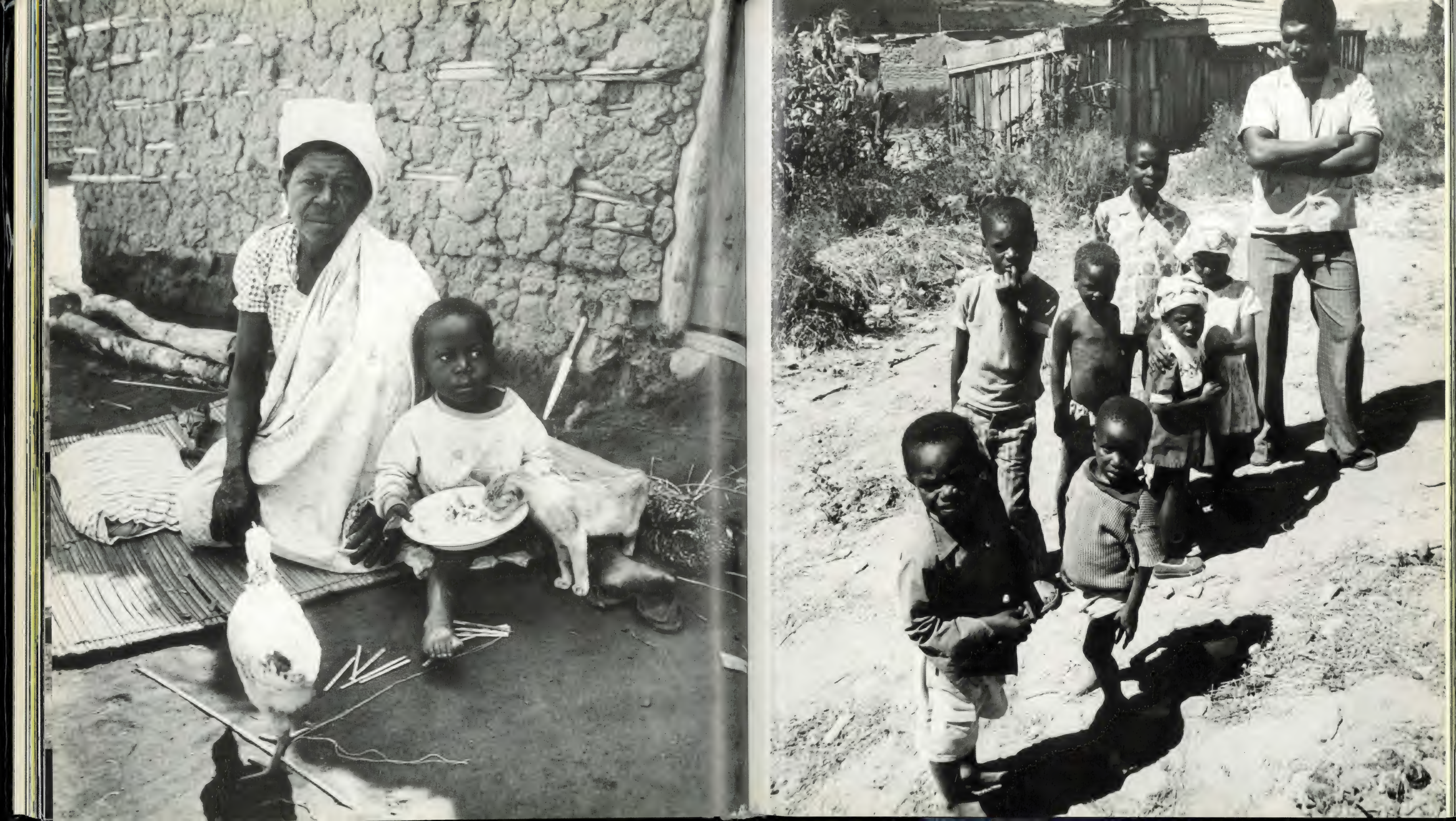
















Hinter-
lassenschaft
der
Kolonialisten
und
Interventen



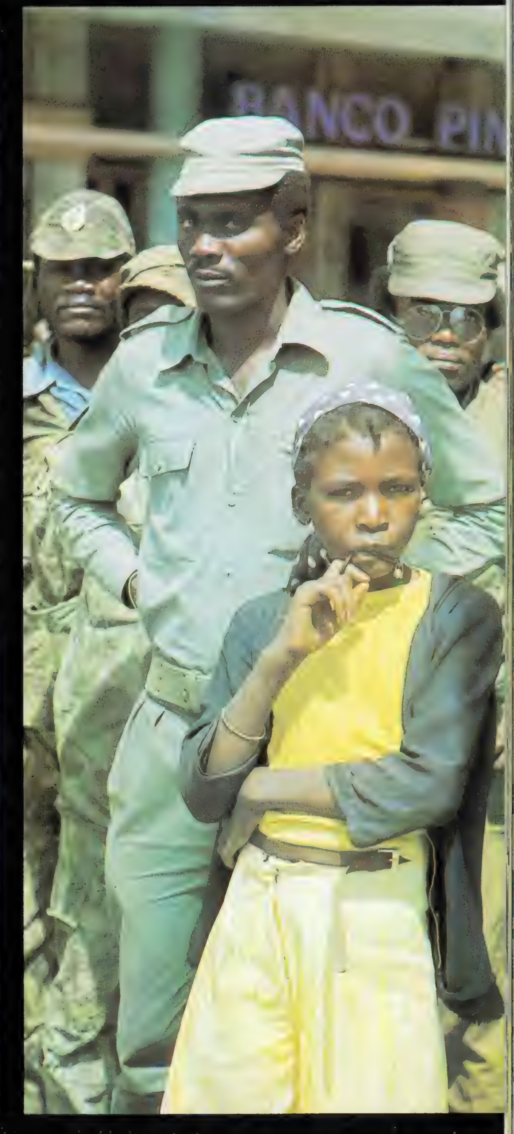


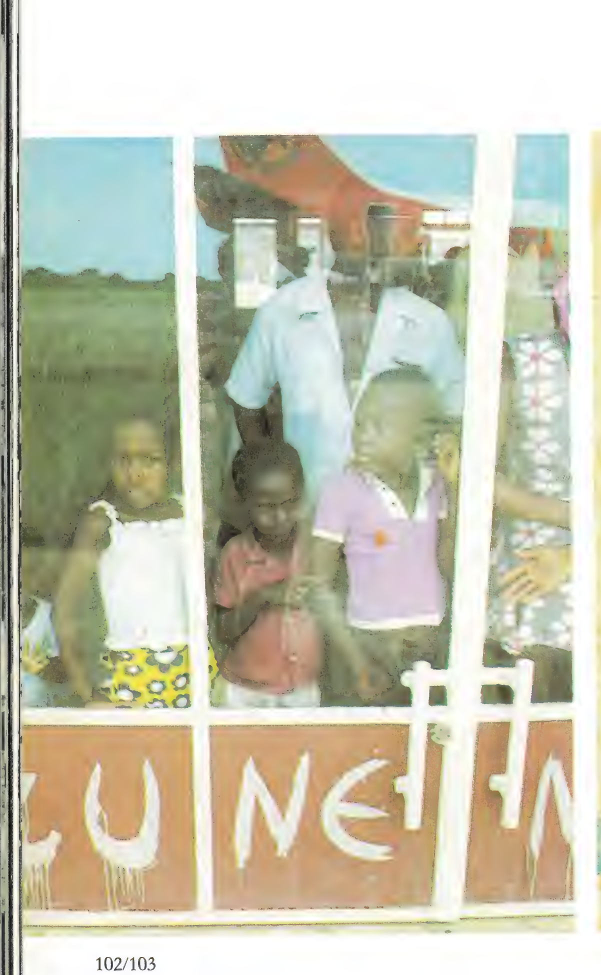




Der schwere Neubeginn

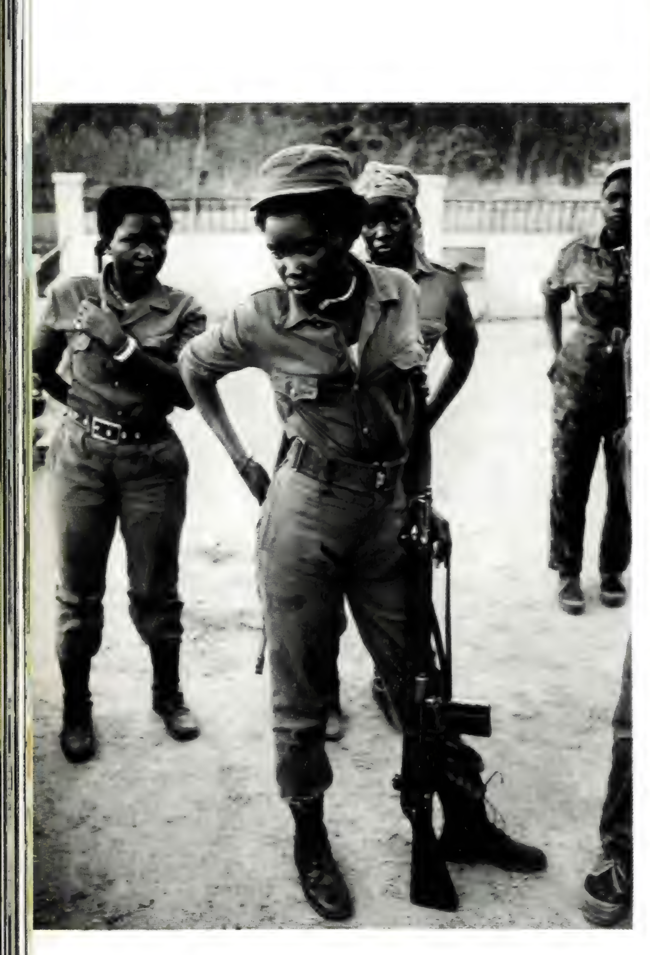







AL ENEMIGO
DE TIERRA

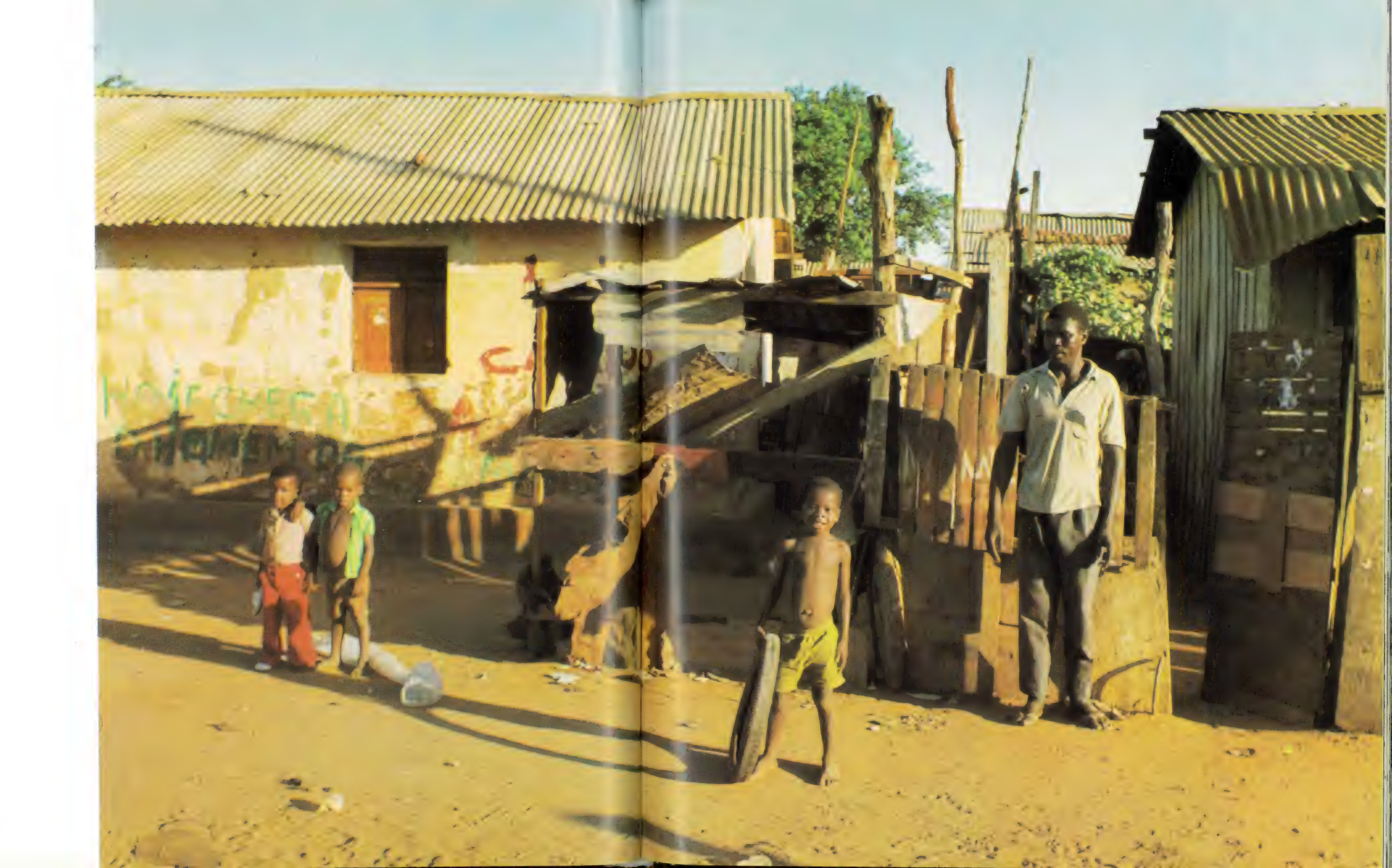





PM
PM
PM








POVO
UNIDO
PAIS
PROSPERO !
do POVO

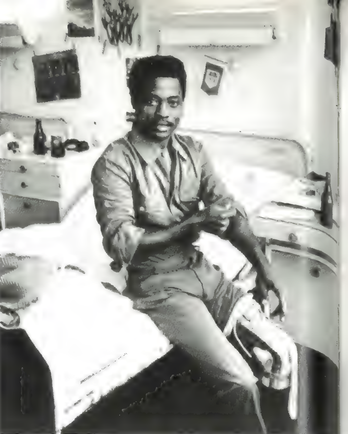







A revolução das flores
11 DE MARÇO: AUTÓPSIA DE UM GOLPE
SOLIDARIEDADE
LEI DA INTERVENÇÃO ESTATAL
Luandino Vieira
11 DE MARÇO: AUTÓPSIA DE UM GOLPE
A revolução das flores
A revolução das flores

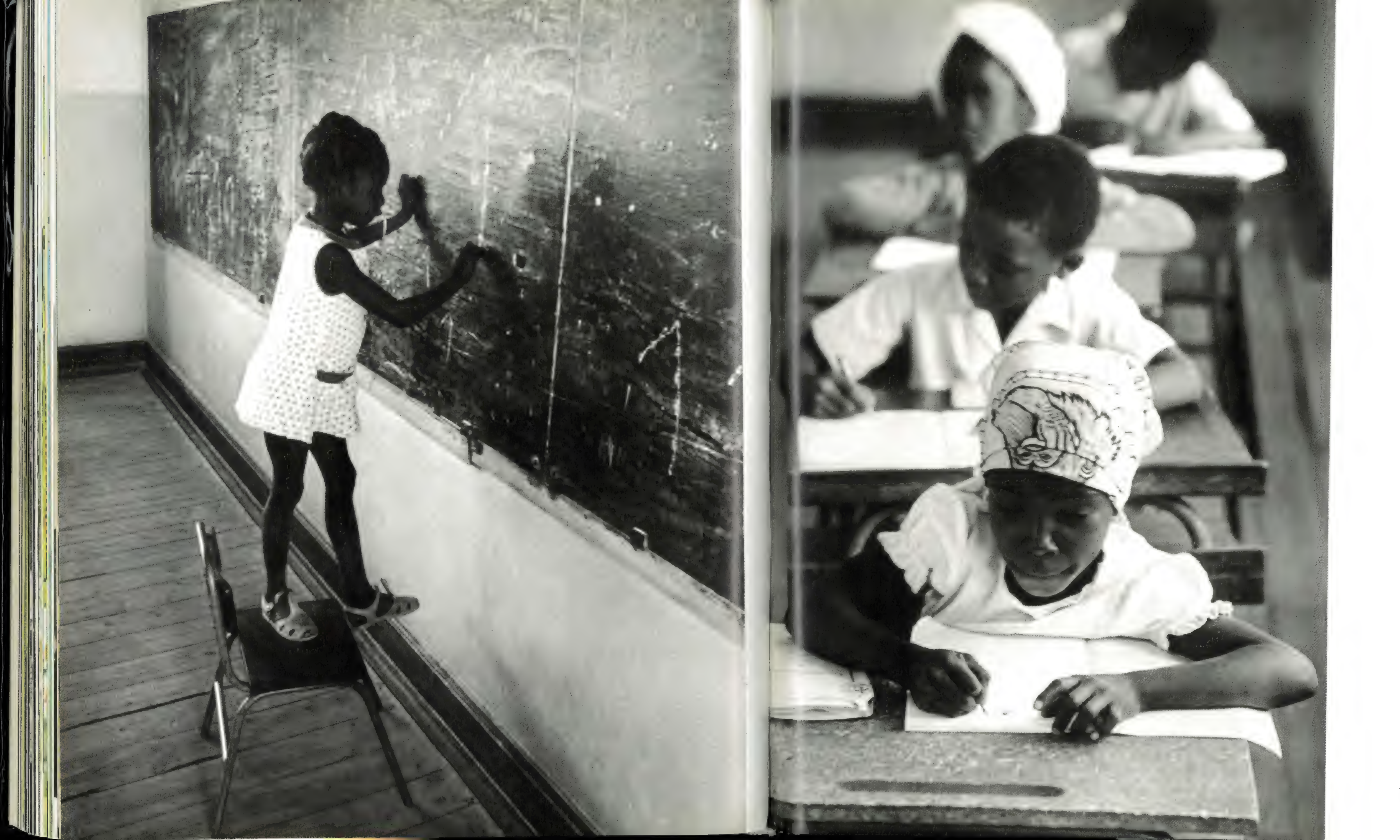







ESCOLA
DEZEMBRO
DEMCMLVI.
DATA
AÇÃO DO NOSSO






BC 451 141
Comisao Directiva
Garcia NETO
Luanda-VR ANGOLA

















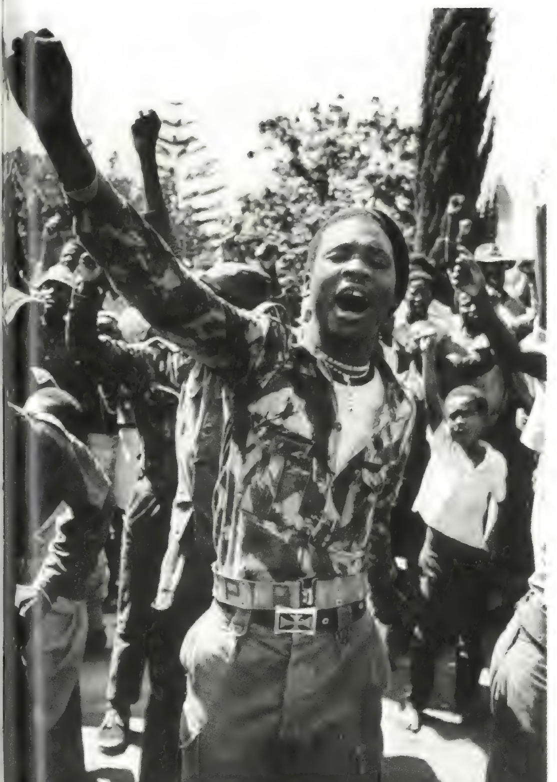












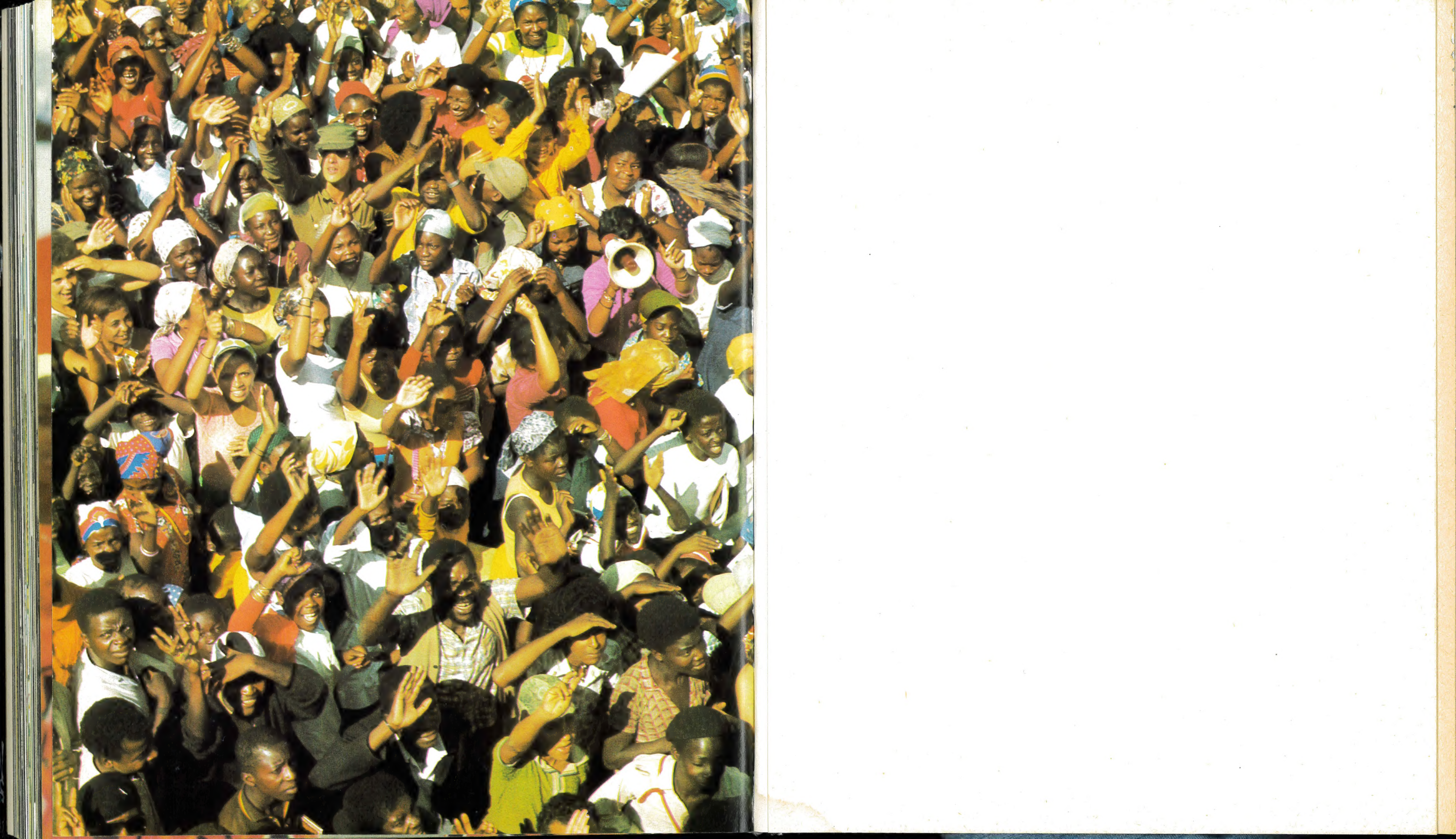


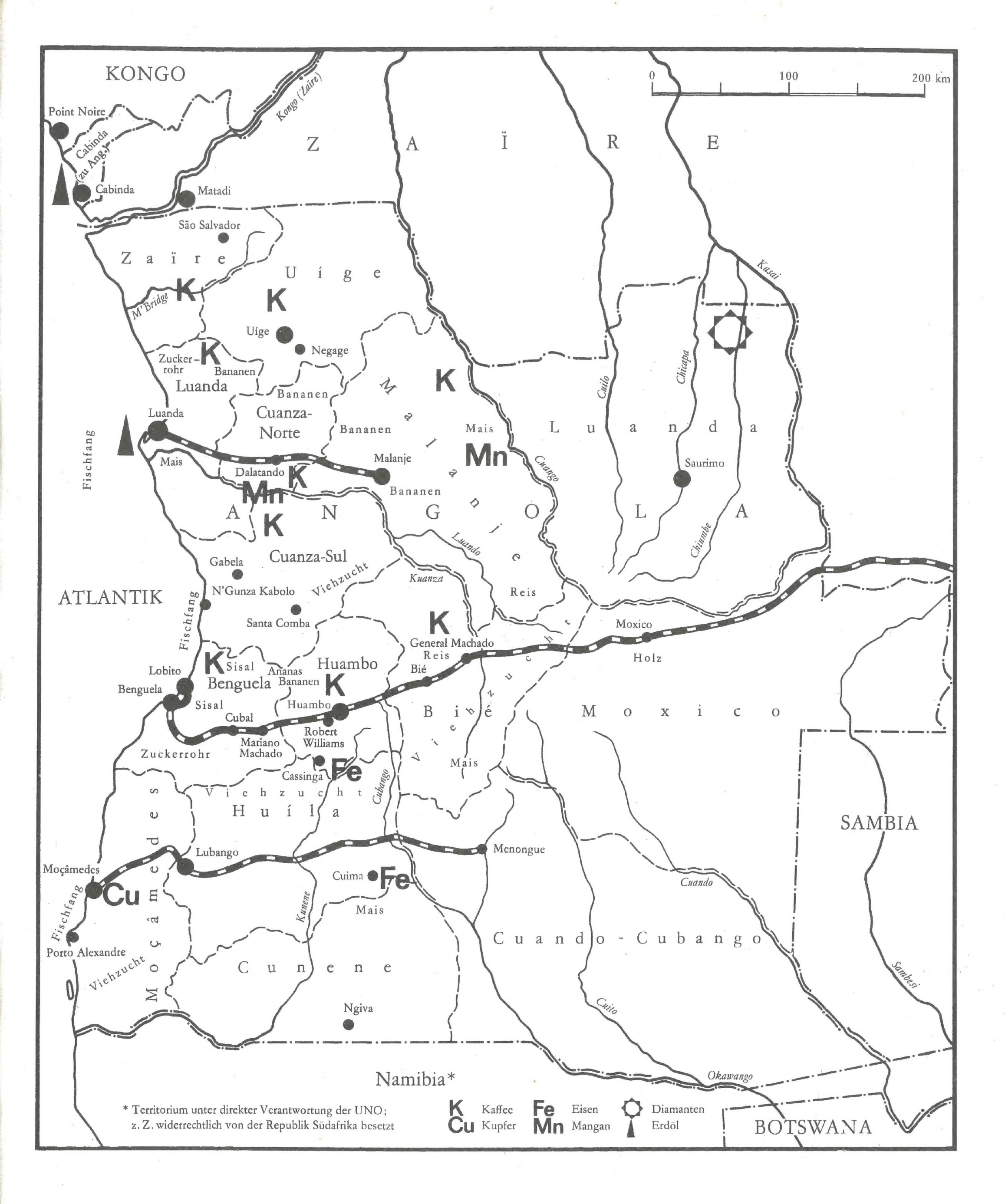

J MPLA DO SECTOR
DE CAMBAMBA 1ª REGIÃO
POLITICO - MILITAR.




TEXACO


Organizacão da Mulher de Angola
- O.M.A. -
NO





Bildunterschriften

33 Junge Frau aus Caxito
34/35 Blick auf das waldreiche Gebiet von Tundavala
36/37 Straßenszene in Luanda, der Hauptstadt Angolas
38/39 Landschaft in Mittelangola
40 Hauptstädter
41 Festtag in Caxito
42/43 Charakterbaum auch in der angolanischen Savanne: Affenbrotbaum oder Baobab
44/45 In Mittel- und Südangola beobachtet: Hinter dem Holzpflug. – Hirte. – Am Fenster. – Fischerin in Luanda
46/47 Palmenhain bei Luanda
48/49 Der älteste Einwohner und Jungen von Kaxikane
50/51 Mit dem Boot nach Kaxikane – durch überflutete Wiesen!
52/53 Kind aus Südangola. – Junge Mutter vor dem Krankenhaus in Lubango, in einer Oase bei Moçâmedes
54/55 In der Wüstenregion bei Moçâmedes. – Diese Serpentinenstraße verbindet Lubango mit der Küstenstadt Moçâmedes
56/57 Beim Meeting in Caxito
58/59 Felsen von Leba. – Landschaft am Rande der Savanne nahe Moçâmedes
60/61 Kinder aus Lubango, vom Hunger gezeichnet
62/63 Blick vom Präsidentenpalast zur Küste bei Sonnenuntergang
64 Gebetsstunde in Kaxikane. – In der Kirche von Massoso
65 Im Musseque „Golf" von Luanda
66/67 Seit Jahrhunderten typische Hütten
68/69 Kontrast in Luanda: Hütte und Hochhaus (im Hintergrund links)
70–72 Auf dem Weg zur ersten Zuckerrohrernte
73 Nach dem Maisstampfen
74/75 Junge der Mucubal aus Muculo
76/77 Vom Hunger gezeichnet: Mutter und Kinder von Kaxikane
78/79 Wie vor Jahrhunderten: Feldarbeit in Südangola. – Salzgewinnung bei Luanda
80 In Kaxikane
81 Der neue Werkdirektor und seine Kinder in Lubango
82/83 Viehtränke in Mittelangola
84/85 Noch sind die Slums von Luanda bewohnt
86/87 Zeugnis ihrer Niederlage
88/89 Zerstörter MPLA-Sitz in Südangola. – Verlassene Gaststätte im Villenviertel von Luanda
90/91 Kriegsschäden in Chibia, in Moçâmedes
92/93 Seine ganze Familie kam um
94/96 Zerstörung noch überall
97 In ihr Haus schlug ein Panzergeschoß ein
98/99 In Erwartung der Abgesandten des Weltfriedensrats in Lubango
100 Flaggenzeremonie am Präsidentenpalast in Luanda
101 Der Präsident der VR Angola und der MPLA, Agostinho Neto, beim Empfang der Weltfriedensratsdelegation
102, 104 Losungen und Plakate der jungen Volksmacht
103 Die „Maria von der Quelle" – ein Symbol des Kolonialismus – vor dem Abriß
105 Noch ist João abergläubisch
106 Marktszene in Caxito
107 Freundliche Begegnung in Lubango
108/109 FAPLA-Kämpferinnen aus Cunene. – Waisenkinder, von der Volksbefreiungsarmee betreut. – Verteidiger der jungen Volksrepublik
110/111 In Luanda
112 Versorgungsschwierigkeiten sind noch nicht behoben
113 Die ersten Brötchen in Luanda, gebacken aus dem Mehl einer Solidaritätssendung aus der DDR
114/115 Elendsviertel von Luanda
116/117 Bekenntnisse zur MPLA überall an den Hauswänden, hier im Musseque
118/119 Wäscherinnen am Strand von Luanda
120–123 Straßenszenen aus Luanda
124/125 Nach dem jahrelangen Befreiungskampf gibt es Tausende von Krüppeln
126/127 Hunderte angolanischer Kämpfer werden in der DDR medizinisch betreut
128 Im Krankenhaus von Lubango
129, 130–133 Auch wenn es da und dort an Heften, Bleistiften oder Schulräumen fehlt, der Kampf gegen das Analphabetentum wurde im ganzen Lande aufgenommen. Der Name dieser Schule (**129**) erinnert an die Gründung der MPLA
134–137 Im Hafen von Luanda treffen Solidaritätsgüter aus der DDR und den anderen sozialistischen Ländern ein
138/139 Blick auf den Hafen von Luanda
140/141 Die angolanische Hauptstadt hat 500 000 Einwohner
142/143, 144 oben Proletarischer Internationalismus in Aktion: Kubanische Genossen helfen der jungen Volksmacht
144–147 In der Zuckerraffinerie in Caxito, wenige Wochen vor der Wiederinbetriebnahme
148–153, 155 Szenen vom ersten 1. Mai in Luanda
154 Agostinho Neto
156–160 Beim Empfang der Weltfriedensratsdelegation in Lubango

BILDER AUS ANGOLA –
das sind Bilder aus Luanda, Lubango,
Caxito, Moçâmedes und Lobito,
Bilder vom Mai 1976, der Zeit
unmittelbar nach dem Sieg über die
ausländischen Interventen,
Bilder von Menschen, die mit Mut
und Entschlossenheit ihr Schicksal
in die eigenen Hände nahmen.





